BÜCHEREI FRAUENLIEBE

NEUE FOLGE

BAND

III

PAUL HAIN

Ein Lied aus Sanssouci

Roman

Leipzig
Gustav Weise Verlag GmbH.

Gedruckt bei der Leipziger Verlagsdruckerei AG
vorm. Fischer & Kürsten, Leipzig

1. Kapitel

Der Wagen hielt mit einem Ruck vor dem Pförtnerhaus von Sanssouci. Die Pferde warfen die Köpfe und schnupperten in die laue Frühlingsluft.

Wenzel Wuppdich, der Pförtner, stelzte schleunigst aus der Tür. Ein langer, strammer Kerl mit einem militärischen Schnauzbart. Aber er lahmte. Früher einer der besten „langen Kerle" unter den Grenadieren des großen Fridericus, hatte ihm eine Kugel in der Schlacht bei Hohenfriedberg die linke Kniescheibe zertrümmert. Seit der Zeit war er Pförtner in Sanssouci und hatte sich das Pfeifenrauchen angewöhnt.

Im übrigen war er durchaus zufrieden mit seinem Schicksal. Bei allem schuldigen Respekt vor seinem königlichen Herrn — der Beruf eines Pförtners in Sanssouci war immerhin angenehmer, als Flügelmann bei den friderizianischen Grenadieren zu sein.

Seine Eheliebste blinzelte hinter der Gardine des Fensters hervor, und ein paar Schmutzfinken, den Finger in die Nase gebohrt, standen vor dem offenen Tor und glotzten die staubbedeckte Karosse an mit den stampfenden Pferden.

Hauptmann Köckeritz stieg aus dem Wagen. Eine schlanke, elegante, militärische Erscheinung. Das kühne, scharf geprägte, schmale Gesicht zeugte von Energie und Entschlossenheit, um den Mund aber lag ein Zug feiner, ein wenig fraulicher Weichheit, und in den stahlblauen Augen war ein fast

knabenhaftes, jugendliches Glänzen. Der weite Mantel hing ihm lose über der Uniform. Man sah die Orden auf der Patte, das silberne Bandelier mit vielen Schleifen. Die roten Federn am Dreispitz leuchteten phantastisch. Wahrhaftig — ein schneidiger Kerl und ein properer Offizier, an dem man schon seine Freude haben konnte! —

Wenzel Wuppdich dienerte respektvoll.

„Euer Gnaden —"

„Hauptmann v. Köckeritz heiße ich, weiß Er das nicht mehr."

„Ja — natürlich —"

„Wollt' ich auch meinen. Lange nicht gesehen, wie? Ja, wie die Zeit vergeht."

Köckeritz klopfte ihm freundlich auf die Schulter. Rückte ein wenig an dem Dreispitz, ob er auch richtig säße, und knipste ein Staubfleckchen mit dem Finger von dem roten Aufschlag seines Galarockes.

„Seine Majestät erwartet mich. Ich mach' den Weg durch den Park zu Fuß bis zum Schloß."

„Sehr wohl, Herr Hauptmann."

Köckeritz entlohnte den Kutscher.

„War eine passable Fahrt von Berlin nach Potsdam. Seine Gäule sind tüchtig. Glück zur Heimfahrt."

Der Kutscher strich mit vergnügtem Grinsen den Lohn und das freigebige Trinkgeld ein.

Köckeritz grüßte kurz und schritt davon. Wenzel Wuppdich schaute ihm schmunzelnd nach. War doch noch immer ein schneidiger Kerl, der Hauptmann, von der tadellos gepuder-

ten Zopfperücke unter dem Dreispitz bis zu den glänzend lackierten, hochschäftigen Stulpstiefeln. Bei Hohenfriedberg und Soor hatte er ein Regiment Grenadiere als blutjunger Leutnant in das Schrapnellfeuer der Oesterreicher geführt — damals hatte Wenzel als Flügelmann sein Stück Eisen ins Knie gekriegt. Aber es war doch eine feine Attacke gewesen — Kreuzbomben und Granaten! Wenzel Wuppdich gab sich ordentlich einen Ruck bei der Erinnerung daran.

Gott — das war schon eine Weile her! Anno 1745! Und jetzt schrieb man den 10. April 1756.

Ja — wie die Zeit vergeht!

Er humpelte ins Haus zurück, während der Wagen, von dem lärmenden Kindervolk ein Stück begleitet, wieder aus dem Tor hinausfuhr.

„Der Köckeritz war's", berichtete Wuppdich seiner neugierigen Eheliebsten, der drei, vier kleine Bälger, wie die Orgelpfeifen, an der Schürze hingen. „Hab' neulich schon gehört, er ist von Berlin abkommandiert nach Potsdam. Wird sich nun wohl bei Seiner Majestät vorstellen."

„Da werden die Jungfern hier ihre Herzen in acht nehmen müssen!" lachte die kleine, hübsche Frau und hatte blitzblanke Augen. „Der Herr Hauptmann hat doch eine Vorliebe für adrette — Krinolinen, haha! Das weiß man doch. Was er in Berlin alles angerichtet hat!"

„Ein Teufelskerl ist er schon. Aber wenn ich der Herr Hauptmann wär', noch jung und schmuck — meiner Seel', ich tät's auch so machen."

Wenzel Wuppdich kniff schalkhaft eine Auge zu.

„I, du Filou! Untersteh Er sich! Wart, mir so was in meine ehrlichen Augen zu sagen!“

Madame Wuppdich sprang hurtig auf und zog ihrem verdutzten Eheherrn an den Ohrläppchen. Sie reichte gerade noch mit ausgestreckten Armen bis dorthin. Wenzel Wuppdich wußte nichts Besseres zu tun, als die kleine Frau mit einem Schwung hochzunehmen und ihr den Mund mit einem herzhaften Kuß zu verschließen.

Die vier „Orgelpfeifen“ lärmten vergnügt in dieses Intermezzo hinein, und der glückliche Familienvater erklärte lachend:

„Aber ich bin Gott sei Dank nur der Wenzel Wuppdich, und im übrigen gibt's ja eine so adrette Frau wie dich in ganz Preußen nicht mehr.“

Der Friede war wiederhergestellt, und die kleine Frau Anneliese stopfte ihrem Eheliebsten höchst eigenhändig wieder die ausgegangene Pfeife von neuem. —

Der Hauptmann von Köckeritz wanderte inzwischen durch den Park, dieses köstliche Meisterwerk romantischer Gartenbaukultur.

Der Frühling war heuer früh ins Land gekommen, und trotzdem der Kalendermonat eigentlich Sturm und Regen und Ungemütlichkeit vorschrieb, war es doch schon ganz frühlingshaft, voll Wärme, Blütenduft und Heiterkeit.

Die Wegseiten der glattgeschorenen Rasenflächen waren mit sorgsam gepflegten Blumenreihen bestickt, Wasserkünste

nach französischer Art sprudelten hier und da, vor dunkelblauen Boskettkulissen standen marmorne Figuren voll Würde, und Laubengänge, mit violetter Schattendämmerung angefüllt, schienen noch voll vom Liebesgeflüster koketter Hofdamen und zärtlicher Kavaliere zu sein.

Köckeritz lächelte verträumt.

Er war erst einmal in Sanssouci gewesen. Das war vor einigen Jahren und im Winter, anläßlich einer musikalischen Zusammenkunft, auf der der König selbst ein Instrument, seine geliebte Flöte, gespielt hatte. Erst vor sieben, acht Jahren hatte er dieses neue, einsame Schloß bezogen, als Ruhesitz nach den Strapazen des zweiten Schlesischen Krieges. Im Winter aber sehen die schönsten Parks der Welt leer und lustlos aus.

„Welch schöne Einsamkeit! So recht geeignet für verliebtes Spiel, haha! Schloß Sanssouci — Schloß ohne Sorge! Justament, so sieht dieser Park aus."

Köckeritz blickte sich genußvoll um.

Noch war das Schloß nicht zu sehen.

Er hatte es gar nicht so eilig, unter die Augen seines königlichen Herrn zu kommen. Letzten Endes war diese Versetzung durch königliches Dekret von Berlin nach Potsdam doch nur eine Strafe, keineswegs ein besonderer Gnadenbeweis. Der Köckeritz hatte in Berlin zuviel Jungfernherzen geknickt!

Er mußte leise lachen.

Zum Henker mit den verdammten Angebern und Spionen!

Aber er hätte sich eigentlich denken können, daß es mal soweit käme! Zum Teufel, was sollte man auch in den langen, kriegslosen Zeiten seit Anno sechsundvierzig anstellen? Kasernendienst, Gamaschendienst, Manöverdienst — es hing einem schon zum Halse heraus!

Was blieb anderes übrig als die Liebe!

Natürlich — die Liebe!

In diesem Park schien ja beinahe die Liebe zu Hause zu sein. Soviel lauschige Ecken und Winkel, soviel Duft von Rosen und bunten, märchenhaften Blumen, Herrgott!

Aber das war ja verbotenes Revier! Gebiet seines königlichen Herrn, des großen Feldherrn und Philosophen.

Er stutzte plötzlich und lauschte.

Hörte Stimmen. Helle, fröhliche Mädchenstimmen. Es klang wie lautes Vogelgezwitscher. Ein Lachen dazwischen, silbern und schwingend, daß man stehenbleiben mußte, um nur diesem Lachen zu lauschen.

„Scharmant, sehr scharmant", murmelte der Hauptmann und beeilte mit einem Male den Schritt. Er bog um die nächste Wegecke.

In diesem Augenblick blieb er mit einem Ruck stehen und lachte belustigt auf.

„Alle Wetter, hier regnet's Reifen!"

Ein feiner Reifen aus Bambusrohr, wie man sie beim beliebten Reifenspiel brauchte, war ihm wie ein Geschenk des Himmels um den Hals gefallen. Ganz verwundert sah er sich das Ding an und blickte sich in der Runde um.

Auf einem Rasenrondell spielten einige junge Damen. Eine von ihnen aber stand in diesem Augenblick wie erstarrt, den Finger wie ein kleines Mädchen an den Lippen, während sich ihre Spielpartnerin vor Lachen ausschütten wollte.

„O Gott, Ilsabe, ein Offizier!"

Ja, da war nichts mehr zu machen. Von Köckeritz stand lachend auf dem hellen Kiesweg. Sein Blick umfaßte mit plötzlicher Zärtlichkeit die unglückselige, ungeschickte Verliererin des Reifens, den sie mit dem Stöckchen zu weit geschleudert hatte.

Welch entzückende, anmutige Mädchenerscheinung! In einem duftigen, rosenfarbenen Krinolinkleid stand sie da, das weiße Spitzenfichu über dem Busen flatterte ein wenig im lauen Windzug.

„Oh — Verzeihung, Monsieur!"

Köckeritz verneigte sich leicht und weltmännisch.

„Ein allerliebster Empfang, Mesdames."

Er nahm den Ring vom Hals und schritt auf die vier jungen Damen zu, die sich mit Reifenspiel belustigt hatten und ihm nun erwartungsvoll und freundlich entgegenblickten.

Da erkannte Köckeritz die eine von ihnen. Er zog den Dreispitz und verneigte sich zeremoniell.

„Königliche Hoheit —"

Prinzessin Amalie, die Schwester des Königs, nicht unschön, aber etwas von der Herbheit ihres Bruders im Wesen, lächelte amüsiert.

„Ah, der Herr von Köckeritz! Jetzt erkenne ich Sie erst."

Sie reichte ihm gnädig die Hand. Sie war keine von den Jüngsten mehr, aber sie war noch immer unverheiratet.

„Sie wollen zu Seiner Majestät?"

„Befehl, Hoheit! Doch zuvor hätte ich gern den Reifen der schönen, unfreiwilligen Spenderin zurückgegeben."

Sein Blick umfaßte schon die zierliche, rosenfarbene Mädchenerscheinung, deren zarte Jugend und berückende, kindliche Schönheit ihn im Augenblick erschütterte.

„Ah, darf ich Ihnen unsere kleine Komtesse vorstellen? Ilsabe von Seydlitz! Sie kennen den Grafen Seydlitz? Mais naturellement."

Sie nannte noch die Namen der anderen Damen, Gräfin Radziwill und Baronesse von Schwechten, die wohl auch im Hofdienst von Sanssouci zu stehen schienen. Aber Köckeritz hörte sie nicht. Er sah nur die kleine Seydlitz an, der er eben den Reifen überreicht hatte, und dachte: Was hat die Demoiselle für große, scharmante Kinderaugen! Welch ein schönes Geschöpf, mon Dieu! Hab gar nicht gewußt, daß der Seydlitz ein solch Engelsbild als Tochter hat.

Langsam stieg ihr die Röte ins Gesicht.

Etwas unwillig rief die Prinzessin aus, deren scharfer Blick bekannt war:

„Aber wir wollen Sie nicht unnötig aufhalten, Herr von Köckeritz! Dienst ist Dienst!"

Die kleine Komtesse — gewiß kaum siebzehnjährig — flüsterte:

„Entschuldigen Sie vielmals, Monsieur."

Der Hauptmann behielt sein scharmantes Lächeln. Er hatte mit einem Male das Gefühl, daß es in Potsdam doch nicht so langweilig, steif und gedrechselt sein würde, wie er es sich vorgestellt hatte.

„Ja, die Damen werden verzeihen, Dienst ist Dienst. Aber ich hoffe, zu gelegener Zeit die Bekanntschaft oft erneuern zu dürfen. Königliche Hoheit, ich habe die Ehre —"

Er schwenkte, sich höflich verneigend, den Hut und schritt über den Rasen zum Weg zurück. Aber dort blieb er noch einmal stehen und sah zurück nach dem rosenroten Wunder, das da auf zierlichen, hohen Stöckelschuhen stand und, während die andern schon wieder ihre Reifen in die Luft schleuderten, mit einem verlorenen, scheuen Blick ihm nachschaute. Nun aber wandte sie sich hastig um.

Köckeritz straffte die schlanke, sehnige Gestalt.

Dienst ist Dienst.

Er ging schneller. Hinter einer Baumkulisse schon blühender Kastanien schob sich das Schloß hervor. Zwei weiße Windspiele, des Königs Hunde, standen gravitätisch auf der Terrasse, zu der einige breite Stufen hinaufführten.

Sie bellten kurz auf, als der Hauptmann sich näherte, und liefen dann in langen Gazellensätzen um das Schloß herum.

2. Kapitel

Die Damen ſpielten weiter. Von neuem flogen die leichten Reifen durch die Luft, und die weitfaltigen Kleider huſchten kniſternd über den Raſen. Aber es war merkwürdig — ſo recht ſchien niemand von den vier anmutigen Spielerinnen bei der Sache zu ſein. Die Gräfin Radziwill, nicht mehr ſehr jung und mit viel roſigem Puder im Geſicht, verpaßte hintereinander vier, fünf Reifen, die ihr die Prinzeſſin zuwarf.

Da warf dieſe das Stäbchen lachend hin.

„Genug, Mesdames — die Hände wollen nicht mehr, wie die Reifen wollen. Ruhen wir uns aus.“

Ein Page lief hinter einem Boskett hervor und ſammelte flink Reifen und Stäbchen zuſammen. Die Damen nahmen auf einer Bank und einigen Stühlen, die in der Nähe ſtanden, Platz. Prinzeſſin Amalie zog die kleine Ilſabe von Seydlitz neben ſich.

„So, Komteßchen — ganz echauffiert iſt die Kleine.“

Die blickte verträumt aus großen, blauen Augen vor ſich hin.

Gräfin Radziwill, wohl ſchon Ende der Zwanzig, mit etwas ſcharfen, wenn auch nicht unſchönen Geſichtszügen, blickte den ſchnurgeraden Weg zum Schloſſe entlang. Seit zwei Jahren war ſie erſte Hofdame der Prinzeſſin, ihre Vertraute in mancherlei Dingen und nicht ohne Einfluß auf ſie.

„Das also war der Köckeritz", lächelte sie etwas süßlich. „Er tat, als hätte er mich gar nicht erkannt, dabei haben wir in Berlin im Winter vor einem Jahre oft zusammen getanzt."

„Er war ein bißchen verwirrt", sagte die Prinzessin. „Und schließlich — Sanssouci ist ihm noch neu und die Luft von Potsdam. Er wird bei seinen Gedanken schon bei meinem allerhöchsten Bruder gewesen sein."

Sie lachte leise.

„Die Damen wissen ja, weswegen er heute hierher gekommen ist."

Ilsabe von Seydlitz hob fragend den Kopf, und die Prinzessin fuhr heiter fort:

„Ach so, unser Kleines kommt ja vorläufig nur stundenweise nach Sanssouci und ist nicht im Bilde. Es ist nämlich", hob sie schalkhaft drohend den Finger zu der kleinen Komtesse hin, „wegen seiner vielen Amouren in Berlin und seinem Leichtsinn, daß ihn Seine Majestät hier nach Potsdam zum Leibbataillon herbeordert hat, damit er mehr unter Aufsicht ist. Ansonsten soll er aber ein vortrefflicher Offizier sein."

Die Schwechten, unschön und immer etwas verknurrt, sagte spitz:

„J e d e r Offizier Seiner Majestät ist vortrefflich. Das ist kein Vorzug, sondern eine selbstverständliche Pflicht."

Prinzessin Amalie nickte leichthin, aber die Radziwill warf lächelnd ein:

„Jedenfalls ist er ein besonders schneidiger Offizier, liebe Schwechten. Und es gibt eine Art von Draufgängertum, die nicht so selbstverständlich ist. Der Köckeritz ist schnell avanciert. Er ist noch jung und schon Hauptmann."

Ihre Augen glitzerten.

„Und es gibt eine Art von Windhunden, die man gern haben muß."

Die Schwechten blinzelte mit listig zusammengekniffften Augen in die Sonne.

„Deutlicher kann man's nicht sagen, Gräfin", knurrte sie.

„Streiten Sie sich nicht über einen Windhund, Mesdames", beschwichtigte belustigt die Prinzessin. „Es muß eben auch solche Leute geben: Der Köckeritz ist ja der Schlimmste nicht. Und wir werden gewiß das Vergnügen haben, ihn nun öfter in Sanssouci zu sehen und aufzupassen, inwieweit er sich bessern wird."

Sie legte den Arm leicht um Ilsabe.

„Was soll unsere kleine Komtesse nur von den Offizieren denken, wo sie kaum erst die Hofluft kennengelernt hat und die Männer nur vom Sehen kennt."

Ilsabe errötete und senkte den Kopf.

„Die sind mir ganz gleichgültig", flüsterte sie fast erschrocken.

Alle lachten vergnügt, und die Prinzessin rief belustigt:

„Na, auf wie lange? Leider denken die Männer nicht ebenso und nehmen gewöhnlich keine Notiz von unserer Gleichgültigkeit. Und dann ist's aus damit! Wie der

Köckeritz Sie vorhin angeſchaut hat — na, ich hoff', unſer Komteßchen hat nichts bemerkt, da ihr die Männer ja noch Gott ſei Dank eine fremde Welt ſind."

Gräfin Radziwill warf einen ſchnellen Blick zu Ilſabe hinüber, es war kein ſonderlich guter Blick. Nun ja — niemand ahnte hier, wie in der Seele dieſer ſchon mählich verblühenden Hofdame noch heimliche Leidenſchaften und Sehnſüchte brannten. Vor zwei Jahren noch hatte ſie in Berlin gewohnt, mit dem dortigen Hof gut vertraut, und hatte in der Geſellſchaft eine kleine Rolle geſpielt! Als Erbin eines beträchtlichen Vermögens — ihre Eltern waren kurz hintereinander geſtorben — wäre ſie alſo eine „gute Partie" geweſen. Aber ihr ſtolzes, hochmütiges Weſen vertrieb die Freier. Sie gehörte zu den unglücklichen Frauen, die ſich ewig — mehr als andre — nach leidenſchaftlichen Abenteuern ſehnen und jederzeit bereit ſind, ihren Ruf aufs Spiel zu ſetzen, während doch im letzten Augenblick Stolz und Erziehung verbieten, dieſem Trieb nachzugeben. Dieſer dauernde innere Konflikt hatte ſie früh herbe gemacht.

Nur einmal war ſie drauf und dran, einem geſunden Leichtſinn zu verfallen. Das war, als der Hauptmann Köckeritz ſie mit ſeinem männlichen Scharm bedrängte, immer bereit, zu nehmen, was ſich nehmen ließ. Ein liebenswürdiger Don Juan. Vielleicht hatte er auch damals die Abſicht gehabt, die reiche Erbin zu erobern, um aus der Miſere ſeiner Finanzen herauszukommen. Denn Geld hatten die Köckeritz nie viel gehabt.

Das mochte nun sein, wie es wolle. Die Gräfin Radziwill war bereit gewesen, dem Ruf ihres Blutes zu folgen, sie hatte sogar schon ein flüchtiges Mal, von Köckeritz' Draufgängertum überrumpelt, in seinem Arm gelegen und ihre Lippen an seinem Mund entbrennen lassen — dann war mit einemmal alles vorbei.

Wahrscheinlich hatte der Köckeritz ein anderes, reizvolleres Abenteuer gefunden und, schnell entschlossen, wie er war, seine „Finanzpläne" aufgegeben. Er zog sich zurück, tat, als wäre nie etwas zwischen ihm und der Radziwill gewesen und hatte schnell genug den kleinen Flirt vergessen.

Bald darauf wurde die Gräfin Hofdame der Prinzessin Amalie und siedelte nach Potsdam über. Herber, stolzer, hochmütiger noch als früher.

Aber dieses kurze und kaum von andern bemerkte Erlebnis mit Köckeritz, dem einzigen Mann, der je ihr Blut zu erregen gewußt hatte, löschte niemals in ihr aus. Mit der Hartnäckigkeit später Mädchen bewahrte sie diese Erinnerung in sich, hegte und pflegte sie wie ein kostbares Geheimnis, schmückte sie noch phantastisch aus und dachte an Köckeritz nicht mit Zorn, sondern wie an einen verlorenen Geliebten.

An dem Tage, da sie hörte, daß er nach Potsdam versetzt und demnächst herkommen würde, schlug ihr das Herz. Und als sie ihn vorhin so überraschend wiedersah, hätte sie kein Wort herausbringen können. Aber gleich darauf hatte sie sich wieder in der Gewalt gehabt.

Durch ihre Seele irrten verschwommene Träume.

„Das Spiel ſcheint Sie angeſtrengt zu haben, Gräfin Radziwill?“ hörte ſie die freundliche Stimme der Prinzeſſin. Sie hob erſchrocken den Kopf. Wahrhaftig — da hatte ſie vor ſich hingeträumt und ſich gehen laſſen! Wie fatal!

„Die Frühlingsluft“, ſtammelte ſie verwirrt, „ſie macht müde —“

„Ja, natürlich“, pflichtete Prinzeſſin Amalie nachſichtig bei. „Die Sonne meint es gut. Und rechtſchaffen müde vom vielen Herumlaufen ſind wir ja auch — außer vielleicht Komteſſe Ilſabe. Man iſt nicht mehr ſo jung.“

Ein etwas reſigniertes Lächeln ſpielte um ihre Lippen.

Worauf die Baroneſſe Schwechten wieder knurrig bemerkte:

„Man iſt eben ſo jung, wie man ſich fühlt.“

„Welch kluges Wort“, ſtichelte die Radziwill, die ſich in dieſer Stunde durchaus jung fühlte.

Die Prinzeſſin erhob ſich brüsk.

„Es wird Zeit ſein für mich, Mesdames, in die Zimmer zu gehen. Ich habe noch einige Briefe zu ſchreiben.“

Komteſſe Ilſabe ſtand haſtig auf. Auch die beiden Hofdamen erhoben ſich ſchnell.

Herzlich ſtreckte Prinzeſſin Amalie der kleinen Seydlitz die Hand hin. Die Komteſſe zelebrierte ihren Knicks.

„Es waren einige nette Stunden, Komteſſe, nicht wahr? Ich hoffe, daß Sie ſich recht gut unterhalten haben und ich Sie bald wiederſehe.“

Sie neigte ſich ein wenig vor:

„Vielleicht, daß Sie die Hofluft bald noch näher kennenlernen werden? Wer weiß?"

„Hoheit waren sehr gütig", flüsterte Ilsabe errötend.

„Und grüßen Sie den Herrn Papa —"

„Tausend Dank."

Ein Page flitzte heran, um die Komtesse zu führen.

Die Prinzessin wandte sich an die beiden Hofdamen.

„Wenn Sie noch Lust haben, im Park zu bleiben — ich finde allein", lächelte sie.

Die Schwechten hatte Lust. Sie trippelte auf allzu hohen Stöckelschuhen einem Laubengang zu. Gräfin Radziwill begleitete Amalie den breiten Weg entlang zum Schloß. Sie sehnte sich nach ihren Gemächern. Nach einem Alleinsein zwischen vier Wänden, wo sie den Traum zu Ende träumen konnte, der da im Park vorhin in ihr aufgebrochen war.

Ein kühner, verwegener Traum. Und dahinter ein dunkler, leidenschaftlicher Wille, daß dieser Traum Wirklichkeit werden möge.

3. Kapitel

Der Lakai riß die Flügeltür zum Arbeitskabinett des Königs auf. Verbeugte sich stumm. Vorsichtig schloß er sie wieder, als Hauptmann von Köckeritz die Schwelle überschritten hatte.

Der König saß im Lehnstuhl am Schreibtisch, ein Bündel Akten vor sich. Vor den hohen Fenstern waren die Vorhänge zusammengezogen, um das helle, grelle Licht der Sonne zu dämpfen.

Köckeritz stand in militärischer Haltung an der Tür. Musterte die karge Einrichtung des Zimmers, das den Stempel des Arbeitsraumes trug. Die Regale an den Wänden waren voll Bücher. Ein paar Bilder französischer Maler hingen neben dem Schreibtisch. In einer der Fensternischen stand ein Notenpult, die Flöte lag daneben auf einem Stuhl.

Der König schrieb noch in einem Aktenstück. Der Federkiel kratzte abscheulich über das Papier, die Spitze spaltete sich und spritzte einen prachtvollen Klecks über den Tisch. Wütend schleuderte der Schreiber die Feder von sich. Sah zu dem Besucher hin. „Ah, der Köckeritz!"

Fridericus erhob sich und griff dabei mechanisch nach dem Krückstock mit der Silberkrücke, der an dem Sessel lehnte.

Die hagere, fast dürre Gestalt in dem Soldatenrock spannte sich. Das schmale, kantige Gesicht mit der vorspringenden Nase hob sich etwas nach vorn. Seltsam starr blickten die blauen Augen unter den buschigen Brauen. Diese Augen

waren das Beherrschende in dem strenglinigen, harten Antlitz, vor diesen Augen konnte man Angst haben oder in Ergebenheit erstarren.

„Majestät haben befohlen! Hauptmann von Köckeritz — abkommandiert zum Grenadierregiment —"

Der König unterbrach ihn, indem er den Stock ein wenig hob und gleich wieder kräftig gegen die Erde aufstieß.

„Schon gut, Herr Hauptmann. Kenn' ja wohl mein eigenes Dekret. Die Potsdamer Luft wird Ihnen gut tun! Soll Ihnen gut tun, mein lieber Freund. Berlin war zu unruhig für Sie! Verstehen Sie?"

„Befehl, Majestät!"

„Man lebt hier in Potsdam etwas enger zusammen, nicht wahr?"

Einer paßt dem anderen auf die Finger, dachte Köckeritz belustigt.

„Ich weiß, es ist nicht Seine Sache. Ihm war aber nicht zu helfen. Die Herren Offiziere sollen den gemeinen Leuten mit gutem Beispiel vorangehen. War schon Prinzip meines seligen Vaters. Herr Hauptmann, Er hat es in Berlin weidlich bunt getrieben!"

Köckeritz lächelte kaum merklich.

„Das hört auf, Herr Hauptmann!"

„Befehl, Majestät!"

„Und der Teufel holt Ihn, wenn Er hier die Unterröcke nicht in Ruh läßt!"

„Befehl, Majestät!"

Gott, was wollte man auch darauf antworten?

Der König verschränkte die Hände auf dem Rücken. Spazierte ein wenig, seiner Gewohnheit gemäß, auf und ab, um dann mit einem Ruck wieder stehenzubleiben. „Sind ja doch nichts wert — allesamt — das langhaarige Volk! Wie? Bloß Flausen im Kopf — keine Gedanken —, langweiligste Geschöpfe des lieben Gottes! Gut genug, Soldaten zur Welt zu bringen, basta! Hab ich recht?"

„Befehl, Majestät!"

Aber Köckeritz mußte an sich halten, um nicht laut herauszulachen. Daß der König nicht viel von den Frauen hielt, war ja kein Geheimnis. Ein langer Grenadier war ihm lieber als zehn der hübschesten Demoiselle. Fridericus schien in diesem Augenblick selber das Grotesk-Uebertriebene seiner Behauptung zu erfassen, und plötzlich zuckte ein Lächeln über sein Gesicht. Es geschah nicht oft, daß er lächelte. Aber wenn es geschah, dann wirkte es um so freundlicher. Auch Köckeritz schmunzelte.

„Ja, lach Er nur! Im Innersten denkt der Herr Hauptmann natürlich etwas anderes. Ich weiß schon —"

„Ein wenig, Majestät", gab Köckeritz zu.

„Ein wenig anders, bon! Aber merkt es Euch, Hauptmann: Denken kann ein Soldat, zum Teufel, was er will! Aber zu parieren hat er! Verstanden?"

„Befehl, Majestät!"

Das Lächeln im Gesicht des Königs erlosch wieder.

„Also, Herr Hauptmann von Köckeritz, ich habe Sein Ver-

ſprechen, ſich von jetzt an in keine Demoiſelle mehr zu verlieben."

Faſt drohend ſah er ihn an.

Köckeritz zögerte eine kurze Weile. Ein ſüßes, ſanftes Mädchengeſicht gaukelte durch ſeine Erinnerung, das er vor einer halben Stunde erſt geſehen hatte. Aber das war doch vor einer halben Stunde geweſen! Von jetzt an — von dieſem Augenblick erſt — ging die Forderung, galt das Verſprechen!

„Befehl, Majeſtät!"

„Bon! Gut! Ich wußte, daß Er ein Kerl iſt! Sapperment, Hauptmann, ein Mann wie Sie ſpart ſich alle Kraft für wichtigere Dinge auf. Wie? Wird vielleicht gar nicht mehr ſo lange dauern, daß Preußen wieder jeden Mann braucht! Beförderung, Hauptmann, Beförderung. Er wird nicht immer Hauptmann bleiben wollen, wie? So ein Staatskerl wie Er!"

Krieg? dachte Köckeritz. Mir recht. Man ſpricht ſchon lange davon. Vivat Preußen!

„Mir iſt eine Beförderung jederzeit recht, Majeſtät."

„Natürlich — kann ich mir denken. Das Zeug dazu hat Er ſchon. Die Köckeritz' haben immer gute Offiziere geſtellt. Alſo nehmt Euch zuſammen, Hauptmann, und haltet mir ſtramme Zucht. Ueber Eure Soldaten und über Euch ſelbſt. Wir ſehen uns bald mal wieder, Hauptmann!"

Er tippte mit dem Stock gegen die Schläfe, den militäriſchen Gruß markierend.

Köckeritz grüßte. Er war entlassen. Das war ja glimpflicher abgegangen, als er erwartet hatte. Er öffnete die Tür, ein Lakai stürzte ihm von irgendwoher entgegen und führte ihn hinaus.

Draußen spielten noch immer die Windhunde und jagten wie besessen über die Rasenflächen. Es sah schön und anmutig aus. —

Als Köckeritz durch den Park ging, begegnete ihm die Prinzessin Amalie mit ihrer Hofdame.

Köckeritz trat beiseite und verneigte sich.

„Nun, ging der Kelch vorüber?" fragte sie stehenbleibend. „Sie schreiten so beschwingt —"

„Hoheit belieben zu spotten."

„Aber keineswegs."

Ihre Augen bekamen einen beinahe leichtsinnigen Glanz, und ihr herbes Gesicht, das nicht mehr den Reiz der ersten Jugend hatte, bekam einen rosa Hauch.

Nun erst blickte Köckeritz die Hofdame an. Er erkannte sofort die Gräfin Radziwill und verneigte sich chevaleresk. Mit beherrschter Stimme sagte sie:

„Wir werden uns alle freuen, nun auf den entzückenden Gartenfesten in Sanssouci einen guten Tänzer und Plauderer mehr zu haben. Die Herren Offiziere in Potsdam sind zumeist mehr Soldaten als Kavaliere."

Prinzessin Amalie warf scherzhaft ein:

„Erziehung meines königlichen Bruders."

Köckeritz schlug erneut die Hacken zusammen.

„Es wird mir eine Ehre sein."

Gräfin Radziwill entfaltete mit spielerisch-koketter Hand den Seidenfächer, den sie an goldner Schnur um den Hals trug, und hielt ihn halb vors Gesicht, ihn leise bewegend, als fächle sie sich Kühlung zu. Eine der vielen koketten Gesten, die solch ein Fächer gestattete. Unentbehrliches Requisit einer Dame von großer Welt!

„Nannte man Sie nicht den tollen Köckeritz, Herr Hauptmann?"

Ihre Augen blitzten über den Fächerrand.

„Man war in Berlin so boshaft, mir diesen Namen zu geben, Gräfin."

Dunkel blitzte jetzt erst in Köckeritz die Erinnerung an jene Episode mit der Radziwill vor zwei, drei Jahren auf. Lieber Gott, eine längst vergessene Geschichte. Die Gräfin würde doch nicht so töricht sein, noch daran zu denken? Man war schon damals nie so recht klug aus ihr geworden.

Eben sagte die Gräfin neckend:

„Hoffentlich ist aus dem reißenden Wolf nicht ein gar zu frommes Lamm geworden!"

Wieder dieser halbe Blick über den Fächer. Schillernd und ein bißchen rätselhaft. Ein unangenehmes Gefühl beschlich den Hauptmann. Aber da hörte er schon:

„Auf Wiedersehen, Herr von Köckeritz."

Die Hofdame reichte ihm die Hand — die Prinzessin Amalie nickte gnädig. Beide schritten weiter.

Köckeritz hatte ein nachdenkliches Gesicht, als er nun seinen

Weg fortsetzte. Die Radziwill schien wirklich nichts vergessen zu haben. Fatal — für s i e ! Man würde sich vor ihr vorsehen müssen!

Er schnippte mit dem Finger und blickte in einige Seitenwege hinein.

Wo war denn die kleine Seydlitz geblieben? War sie nur zum Reifenspiel in den Park gekommen? Er ertappte sich bei dem Gedanken, daß er sie gern noch einmal getroffen hätte, und er beschleunigte den Schritt noch mehr.

So kam es, daß er sie noch erspähte, als er an dem Pförtnerhaus am Eingang des Parkes vorbeieilte und auf die Straße trat. Sie schritt zierlich und flink dahin, und der weiße Nacken leuchtete unter dem Sonnenglanz opalfarben und verlockend.

„Ich bin verliebt", sagte Köckeritz und fühlte sich seltsam und wunderbar beschwingt. „Und ich habe sie heute zum erstenmal gesehen und erkenne ihre Gestalt von hinten. Ich bin verrückt!"

Trotzdem wurden seine Schritte immer schneller. Kein Zweifel, er versuchte sie einzuholen.

Aber da bog die Verfolgte mit einem Male seitwärts in einen Wiesenpfad ein, und hinter den Baumkulissen ragten die Türme eines versteckt liegenden Hauses auf. Das Haus des Grafen Seydlitz.

„Schade", murmelte Köckeritz. „Ich hätte gern noch einmal in ihre Augen gesehen. So was Zierlich-Feines hat's in Berlin nicht gegeben."

Da verschwand die flatternde Mädchengestalt hinter den Bäumen.

Köckeritz setzte seinen Weg fort. Eine Viertelstunde später erreichte er das Haus der Wittib Markuse, von der er schon vor zwei Wochen einige Zimmer gemietet hatte. Seine Sachen hatte er ebenfalls schon vor einiger Zeit herbringen lassen. Das Quartier war ihm von seinem jüngeren Kameraden und Freunde, Herrn von Schlegel, aufs angelegentlichste empfohlen worden, der bei der Markuse schon seit zwei Jahren in Kost und Logis stand. Ein wackerer Offizier und ein nicht ganz so schlimmer Windhund, dafür eine passionierte Spielratte beim heimlichen Pokertisch und Würfelspiel. Er war schon fast desperat, daß Köckeritz so lange ausblieb. Nun empfing er den Freund mit Vivatgeschrei.

„Wie ist's ausgegangen, Max? Hat er dich gut empfangen? Meiner Seel, du bist gleich nach Sanssouci 'rausgefahren? Nach der Strapaz'?"

Köckeritz lachte hell auf.

„Freundchen, ich glaub, ich hab mich verliebt!"

„W—a—s?"

„Und Seiner Majestät hab ich schwören müssen, es nicht mehr zu tun. Aber das war, glaub ich, hahaha, nachdem es schon passiert war!"

„Unglaublich! Erzählen, erzählen!"

„Sachte, sachte! Hast du nichts zu trinken im Hause? Potsdam, ich hab dich gern!"

„Freilich, ein paar Flaschen hab ich doch schon längst bei-

seitegestellt. Komm, gehen wir in deine hochvornehmen, neugefegten und geschrubberten Gemächer — und dann leg' los! Ich brenne vor Neugier."

4. Kapitel

Ilſabe war allein. Und war vielleicht doch nicht allein. Das große Haus mit dem Garten dahinter, verwuchert und duftend von Unkraut, lag wie verwunſchen im Sonnenglanz. In den hohen, hellen Fenſtern leuchtete dieſer Glanz wider und drang bis ins Herz der jungen Ilſabe, die in ihrem Zimmer ſaß, die Hände im Schoß gefaltet, und vor ſich hinträumte.

Oh — es war ſchön, ſo allein zu ſein. Der Vater, Graf Seydlitz, war im Dienſt. Er war faſt den ganzen Tag fort. Nie hatte Ilſabe es ſo wohltuend empfunden, allein zu ſein. Die alte Babette, die Wirtſchafterin, werkte in der Küche herum. Eine tüchtige, aber recht bärbeißige Frau von einer erſtaunlichen Häßlichkeit, die Graf Seydlitz nach dem zu frühen Tode ſeiner Frau ins Haus genommen hatte. Sie ſtörte nicht. Aber Ilſabe war dennoch froh, wenn ſie ihr ſo wenig wie möglich in dem weitläufigen Haus begegnete. Gerade in dieſen Tagen. Babette hatte ſo ſpitze Augen. Und Ilſabe hatte Furcht davor.

Gerade jetzt. Heute. In all dieſen Tagen nach dem letzten Beſuch in Sansſouci, ſeitdem zum erſtenmal in ihrer Seele etwas lebte, was ſie vordem noch nie geſpürt hatte: Die Erinnerung an einen Mann. Der zärtliche Traum um einige Sekunden, in denen des Hauptmann von Köckeritz blitzende Augen tief und ſchwärmeriſch in die ihren getaucht waren.

Immer wieder gaukelte dieſes flüchtige Intermezzo beim Reifenſpiel im Park des Schloſſes durch ihre Seele, erſchreckend, verwirrend und dennoch ſeltſam beglückend. Und verwundert dachte ſie daran, daß ſie auf die neckenden Worte der Prinzeſſin geſagt hatte: „Die Männer ſind mir gleichgültig.“ Wie hatten die andern gelacht!

Und nun?

Nun ging ihr der erſte Mann, der ſie ſo ſeltſam angeſehen hatte, nicht aus dem Kopf!

Ilſabe von Seydlitz ballte faſt wütend die kleinen Hände zu Fäuſten und trommelte damit auf die Kiſſen des Kanapees, in die ſie ſich gehuſchelt hatte. Dann ſprang ſie auf. War denn das Bild des Hauptmanns gar nicht auszulöſchen? Wie konnte es möglich ſein, daß ſie allein war und doch nicht allein?

Eine feine Röte färbte ihre Wangen.

Ganz dunkel und fern und ſcheu entfaltete ſich in ihrer Seele eine zitternde Frage: Ob das — die Liebe iſt — von der ich ſo viel geleſen habe und heimlich habe flüſtern hören? Von der die Dichter ſchwärmen?

Sie preßte die Hände gegen das ſchlagende Herz. Welch ungeheuerlicher Gedanke!

Die kleine Ilſabe ſchüttelte heftig den Kopf, faſt angſtvoll. Sie ahnte nicht, daß in dieſer Angſt ſchon die Sehnſucht des Herzens war, der erſte zärtliche Ruf einer ewigen, unentrinnbaren Frauenſehnſucht.

Es hielt ſie nicht mehr in dem ſtillen Hauſe. Die Furcht

vor ihren eigenen Gedanken trieb sie hinaus. Sie wollte durch die Straßen gehen, Menschen sehen, in den Park — das würde die dummen Grillen gewiß vertreiben.

Wenig später trippelte sie die langen, geraden Straßen entlang, an den buntgetünchten Bürgerhäusern vorbei mit ihren Reliefs unter den Fenstern, den Püppchen vor den braungestrichenen Firsten. Still und friedlich segelten die hellen Wattebäusche der Wolken über den Kastanien und Linden, die überall standen.

Am Kanal schlenderte sie dahin, wo die Fischweiber vor ihren Tienen saßen und weiße, stolze Schwäne gelassen vorbeiruderten. Spaziergänger in schönen, reichbestickten Röcken, Damen mit hohen Toupets, seidenbandverschnürt, in hohen, gestöckelten Atlasschuhen, flanierten lustwandelnd dahin. Manchmal fuhr eine Hofkalesche vorüber, zwischen den vergoldeten Federn wippend, damit die hohen Herrschaften nicht das schlechte Pflaster spürten. Hier und da marschierten kleine Trupps mit Blechmützen durch die Straßen, von Fahnenjunkern oder Feldwebeln geführt, die vielleicht von den Schießplätzen oder von einem Uebungsfeld kamen.

Dann zuckte Ilsabe leise zusammen, wollte schneller laufen, aber wie unter einem geheimnisvollen Zauber wurden ihre Schritte gerade dann langsamer, und ihr Blick suchte den Führer der marschierenden Abteilung, ob es nicht vielleicht der Hauptmann Köckeritz wäre.

So erreichte sie allmählich die jungen Gärten, die sich um das Stadtschloß dehnten. Ein helles, wogendes Grün. Ge-

räumige Lindenwege, auf denen es sich wundervoll spazierte. Ein Springbrunnen, mit vergoldeten Puppen geziert, versprühte seine Fontäne. Sandsteinfiguren standen steif und würdig vor blaugrünen Bosketts.

Langsam wanderte Ilsabe dahin durch die grünen Wege — ein kleines, scheues Mädchen, das vor dem ersten Ansturm einer neuen, zärtlichen Gefühlswelt sich in die grünen Wege dieser Anlagen flüchtete.

Hier und da waren Baumreihen zu Kegeln und Bällen verschnitten, Gärtnerburschen werkten herum, in kurzen Hosen, auf hohen Leitern hantierend, schnitten Zweige ab, damit die Kronen nicht ihre kunstvollen Formen verloren. Dunkelveilchenblaue Flächen, Beete aus großen roten und gelben Blattpflanzen lagen zwischen den gepflegten Rasenflächen als bunte, duftende Unterbrechungen. In einem Bassin schwammen kleine Fische, rot wie Gold, herum. In der Mitte stand ein riesenhafter, bärtiger Sandsteinmann, der mit dem einen Arm eine schlanke, zierliche, nackte Frau an sich preßte und in der andern Hand einen Dreizack hielt.

Ilsabe wußte: Dies war Poseidon, der Gott des Wassers und der Wassernixen.

Aber je länger sie hinsah, um so mehr veränderten sich die Züge des Sandsteingottes, ähnelten denen des Hauptmann Köckeritz, und mit klopfendem Herzen erlebte sie selbst visionär jene Umarmung dort, daß ihr die Röte heiß ins Gesicht stieg und sie hastig weitereilte, bedrängt von neuem Gefühlswirrwarr, der sie nicht zur Ruhe kommen ließ.

Auf einer der Bänke ließ sie sich endlich aufatmend nieder. Sie stand in einem Halbrund aus dunklem Buchs versteckt wie in einer verwunschenen Nische.

„Hier ist es gut", dachte sie erleichtert und blickte in die grünen Baumwipfel hinein. Ab und zu wandelten Spaziergänger auf dem breiten Kiesweg vorüber. Aus der Ferne kamen die kleinen Geräusche der Stadt, das Räderrasseln einer Chaise, Hundegebell, ein Trompetensignal eines übenden Hautboisten.

Dann klang einmal Soldatengesang auf. Da kam nun wohl eine größere Abteilung von der Uebung zurück. Deutlich war das Klappen der Soldatenstiefel zu hören. Trommeln und Querflöten und die Piccolos der Hautboisten tönten fröhlich, und dazu sangen die rauhen Grenadierkehlen.

Ilsabe lauschte. Beinahe wäre sie aufgesprungen und nach der Straße geeilt, denn solche Musik pflegte eigentlich jeden Potsdamer und vor allem jede Potsdamerin heranzulocken, die gerade in der Nähe waren.

Kräftig hallte das alte Marschlied herüber:

„Der Grenadier schraubt Steine auf,
Macht sich zum Kampf bereit,
Wir haben Mut und Blei vollauf,
Trompeter, blas zum Streit!
Es lebe mit des Höchsten Gnade,
Der König, der uns schützen kann,
So schlägt er mit der Wachtparade
Noch einmal hunderttausend Mann!"

Ilſabe trommelte mit den Fingern den Takt auf der Bank mit. Wer in Potsdam kannte nicht dieſen Marſch! Und welche Offizierstochter hatte ihn nicht ſchon ſelber mitgeſungen! Ein frohes Leuchten war in ihrem Geſicht.

Da ſaß ſie plötzlich wie erſtarrt. Feſtgewachſen. Die kleinen Hände hielten wie verzaubert ſtill.

Den Kiesweg entlang, der da ſeitwärts vorüberführte, waren zwei ſoldatiſche Erſcheinungen aufgetaucht und ſchritten gemächlich an der kleinen Lichtung vorbei. Die hohen Stiefel beſtaubt. Das Bandelier leuchtete ſilbern.

Zwei Offiziere. Schlegel und Köckeritz. Sie mochten das Kommando ihrer Truppe den Leutnants und Fahnenjunkern übergeben haben und wanderten, wohl um den Weg nach Hauſe abzuſchneiden, nun durch die Anlagen.

Es war gewiß nur eine kurze Minute, die ſie für Ilſabe ſichtbar blieben, bevor ſie hinter der nächſten Baumkuliſſe verſchwinden würden. Aber dieſe eine Minute war für Ilſabe eine brennende, bebende Ewigkeit, wie in eine feurige Welle eingehüllt, ſaß ſie da.

Ihr Blick war gebannt auf Köckeritz gerichtet, den ſie in der Kürze eines Herzſchlags erkannt hatte. Unmöglich, das Auge abzuwenden. Ein Schauer ging durch ihre Seele, und ſie begriff dunkel, daß ihre Flucht von zu Hauſe an dieſem Tage im tiefſten Grunde nichts anderes geweſen war als eine Sehnſucht, Köckeritz vielleicht irgendwo in der Stadt wiederzuſehen.

Aber nun, da es ſo war, lief ein Zittern durch ſie hin.

Wenn er den Kopf zur Seite drehte — wenn er sie nun — in dieser Sekunde! — sähe? Was dann? Sie war wie ein gefangener Vogel.

Aber er sah nicht zur Seite. Er verschwand mit Kamerad Schlegel hinter den Bäumen und ahnte nicht, wie nahe er eben an der kleinen Komteß vorübergegangen war.

Das Blut strömte ihr in einer hellen Welle ins Gesicht zurück und färbte es purpurn.

Der Bann fiel von ihr ab.

Sie sprang auf die Füße. Stand einen Augenblick noch wie ein junges, witterndes Wild und lief dann flink davon. Plötzlich wieder von einer heißen Sehnsucht nach den stillen vier Wänden zu Hause erfüllt.

Ein junges Menschenkind, das das Neue, Unbekannte noch nicht fassen konnte, das da leise im Herzen aufblühte, und das dennoch ahnte, daß es diesem Unbekannten nicht würde entfliehen können.

Wer hätte das je vermocht, kleine Ilsabe?

5. Kapitel

Das dröhnte nur so in den verschlafenen Straßen der kleinen Stadt von dem taktmäßigen Stampfen der Soldatenstiefel! Die braven Potsdamer kannten diese Melodie nur zu gut. Sie war ihnen gewissermaßen in Fleisch und Blut übergegangen, und man konnte wohl sagen, daß sie sie gern hörten und sich ein Leben ohne diese Melodie gar nicht vorstellen konnten.

Die Melodie marschierender, dröhnender Soldatenstiefel!

Seit einigen Wochen hatten die Stiefel der fridericianischen Grenadiere verteufelt viel zu marschieren. Jeden Tag Uebungen im Gelände! Kriegsmäßiges Exerzieren — daß ihnen, das heißt, den Trägern dieser Stiefel, nachher die Zunge zum Halse heraushing vor gesegnetem Appetit.

Trotz der frühen Morgenstunde flitzten aber auch diesmal die blonden, braunen, schwarzen Mädchenköpfe aus den warmen Federn ans Fenster. Es war doch immer wieder schön, die „langen Kerls" so blitzblank vorbeimarschieren zu sehen!

Und dann die Herren Offiziere!

Man kannte doch jeden einzelnen dem Namen nach. Man konnte dem und jenem heimlich zuwinken und einen verstohlenen Degengruß in Empfang nehmen. Das war dann gewiß ein schöner, verheißungsvoller Tagesbeginn an solchem Frühlingsmorgen für ein verliebtes Mädchenherz!

Köderitz und Kamerad Schlegel ritten nebeneinander.

Seit Wochen schon spielte man draußen zwischen den

Feldern vor Potsdam und auf dem Bornstätter Feld Krieg. Tag für Tag. Morgens zog man mit geputztem Waffenrock und glänzendem Zaumzeug aus, und nachmittags kam man staubbedeckt und teils „besiegt", teils „geschlagen" zurück. „Wie eine Wildsau", pflegte Schlegel despektierlich zu sagen.

Ja, am frühen Morgen sahen alle langen Kerls der Leibgarde piekproper aus. Die Haarbeutel, spitzenbanddurchflochtenen Zöpfe und weißen Schläfenlocken waren tadellos weiß gepudert. Die blauen Röcke mit den breiten roten Aufschlägen, die Kragen mit den Knöpfen daran mit dem flügelspreizenden Adler, die breiten silbernen Tressen, die zitronengelben Westen und Beinkleider, die weißen Wollstrümpfe und nicht zuletzt die hohen, versilberten Blechmützen, das alles war herrlich sauber und blitzblank, und es war eine Freude, diese Reihen von langen Kerls zu sehen. Aber wenn sie von der Geländeübung zurückkamen, dann hatte jeder reichlich eine Stunde zu tun, seine Montur wieder in Ordnung zu kriegen und manch gräßlicher Grenadierfluch dröhnte durch die Kasernenstuben.

Und wie man so seit Wochen Krieg spielte, so pflegte auch seit Wochen der Hauptmann von Köckeritz, wenn das Regiment an dem Hause des Grafen Seydlitz vorbeikam, nach den Fenstern hinaufzusehen, hinter denen er mehr als einmal schon das süße, verträumte Kindergesicht der Komtesse Ilsabe bemerkt hatte. Ihr Vater gehörte dem intimeren Offiziersstab des Königs an.

Aber noch war es Köckeritz nicht gelungen, sie zu sprechen,

oder ihr sonstwie näherzukommen. Und dabei merkte er doch jeweils deutlich, wie ihre Augen, wenn er an der Spitze seiner Leute vorbeiritt, an ihm hingen und wie sie errötete, wenn er verstohlen zu ihr hinaufgrüßte.

So auch heute.

Der Kopf Ilsabes verschwand wieder vom Fenster.

Schlegel lachte leise vor sich hin, und Köckeritz sah ihn wütend an.

„Was gibt's da zu lachen?"

„Wenn du nun nicht bald zur Attacke reitest, bist du der Köckeritz nicht mehr."

„Verrückt! Das hier ist ganz was anderes."

„Na ja, meinetwegen. Uebrigens — ist sie ja auch ein charmantes Frauenzimmerchen. Eigentlich zu schade für ein Schäferspiel."

„Du bist ein Blödian, mein lieber Freund."

„Danke schön!"

In der Ferne tönte Trompetensignal. Irgendwo hallte das Echo wider.

Die Signale kamen wohl vom Lustgarten herüber, wo sie seit sechzig Jahren von den Hautboisten im Schweiße ihres Angesichts geübt wurden. „Die erste Kompanie hat große Lääääufe", und der Morgengruß „Habt ihr denn noch nicht lange genug geschlaaafen?" wurden da unermüdlich von den wackeren Trompetern geprobt, gekickst und geblasen. Den unterlegten Text zu den Signalen hatten sich die Leute mit Soldatenhumor selber passend zurechtgemacht. Man kriegte

ſo den Takt beſſer heraus. Am energiſchſten klappte der Zapfenſtreich, nach den etwas robuſten Worten: „Der Bäcker backt das Brot zu klein — da ſoll der Deibel Soldate ſein — zu Bett, zu Bett, zu Bett!“

Dieſe Signale gehörten zu Potsdam wie der tägliche Marſchtritt der nägelbeſchlagenen Soldatenſtiefel auf dem Kopfſteinpflaſter. Wie das Glockenſpiel der Nikolaikirche und der Garniſonkirche, wie der Kanal mit ſeinen ſtolzen Schwänen, den Laubkegeln der Linden und Kaſtanien zu beiden Seiten und den roten Ziegelböſchungen. —

Der Hauptmann von Köckeritz war an dieſem Tage, da er mit ſeinen Grenadieren auf dem Bornſtätter Feld exerzierte, in keiner guten Laune und ſeine Leute brauchten nicht lange, um das zu merken. Es ging verteufelt ſcharf zu.

Das Wort Schlegels „zu ſchade für ein Schäferſpiel“ lag ihm im Magen.

Zum Teufel — er dachte nicht an ein bloßes Schäferſpiel. Aber erſt heute kam es ihm zum erſtenmal recht zum Bewußtſein, daß ſein Empfinden für die kleine Komteſſe ſo erſchütternd ſtark war wie nie einer begehrten Frau gegenüber. Ganz klar wußte er: Dies iſt keine Aventüre mehr, dies kann nie eine leichtfertige Liebſchaft werden! Dies iſt größer, ſtärker, mächtiger als alles andere vordem — iſt ein Erlebnis für immer!

Und darum ärgerte ihn das Wort von Schlegel noch jetzt, und darum war er ſo erbittert, daß er nicht die kleinſte Schlappheit bei ſeinen Leuten durchgehen ließ. —

Am ſpäten Nachmittag erſt kam man nach Potsdam zurück.

Die Mühſal des Tages war vergeſſen. Die Mannſchaften riſſen die Knochen zuſammen, wenn ſie ihnen auch weh taten. Jetzt, auf dem Rückmarſch zur Garniſon, galt es, vollkommen Haltung zu zeigen. Dienſt war eben Dienſt. Fertig! Und zu Hauſe in der Kaſerne würde heute das Abendeſſen wieder wundervoll ſchmecken! Man würde prächtig ſchlafen und am Morgen wieder wie geölt ſein. Friderizianiſche Grenadiere wußten, was ſie ihren Offizieren ſchuldig waren — und dem König.

Nun war auch der Hauptmann von Köckeritz wieder in beſſerer Stimmung. Ermunternd nickte er ſeinen Leuten vom Gaul zu, und kräftig erklang im Marſchtakt aus den rauhen Grenadierkehlen das alte Lied:

„Es lebe durch des Höchſten Gnade
Der König, der uns ſchützen kann —"

Als man in die Stadt einmarſchierte, ertönte das Glockenſpiel der Nikolaikirche. Da brummten die Grenadiere gemütlich ihren eigenen Text im Marſchtakt dazu, wie das ſo üblich war und wie ihn der Potsdamer Humor, der nicht hinter dem Berliner Witz zurückſtehen wollte, ſchon lange erfunden hatte:

„Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und knipſe ſtets den Finger breit
Von jeder Elle ab —"

Köckeritz schmunzelte vor sich hin. Weiß Gott, den Potsdamer Grenadieren war nicht leicht die Laune zu verderben, auch wenn man sie mal strammer als sonst vornahm. Gleichmäßig und stramm hoben sich die zitronengelben Kniehosen im Takt, knallten die Stiefel gegen das Pflaster, und die Blechmützen funkelten in der Abendsonne.

6. Kapitel

Komteſſe Ilſabe bekam an dieſem Vormittag ein Schreiben aus der königlichen Kanzlei. Sie ahnte, was darin ſtand, denn ihr Vater — die Mutter war ſeit langem tot — hatte ihr ſchon vor Tagen angedeutet, was kommen würde. Er hatte es ſelbſt ſo gewünſcht und die vorbereitenden Schritte dazu unternommen.

Ilſabe war — als jüngſte Hofdame — an den Hof berufen worden. Prinzeſſin Amalie ſelbſt ſchrieb ihr einige freundliche Zeilen.

Es war zweifellos eine große Auszeichnung. Zwar wurde Ilſabe, die Mutterloſe, öfter in das Potsdamer Schloß oder nach Sansſouci eingeladen, um der Prinzeſſin Geſellſchaft zu leiſten, aber nun würde ſie täglich am Hofe weilen dürfen. Gewiß eine ehrenvolle Berufung, an der dem Grafen Seydlitz wohl mehr als ſeiner Tochter gelegen hatte. Wußte er ſie doch nun wohlbehütet, in den beſten Händen. Er ſelbſt war zu alt und militäriſch ſtreng, um noch jugendlich mit ihr zu fühlen und ſich viel um ſie bekümmern zu können. Es ſchien ihm ſicher, daß ſie am Hofe allein Ausſicht hatte, die gute Partie zu machen, die ihr zukam. Daß ſie eine kleine Schönheit war, wußte er wohl.

Ilſabe ſaß ſinnend über dem Schreiben.

Sie würde alſo in wenigen Tagen überſiedeln. Nach Sansſouci, wie Ihre Königliche Hoheit, die Prinzeſſin, ſchrieb. Der Vater konnte beruhigt ſein. Sie würde ihm

heute abend ihren Dank aussprechen müssen. „Mein Vater", würde sie sagen, „Sie werden mich nun nicht mehr so oft sehen, aber meine töchterliche Liebe wird immer bei Ihnen sein."

Sie zog das Näschen kraus in einer schalkhaften Art. Ihr Vater liebte die wohlabgemessenen Redensarten. Er war selber ein halber Hofmann. Und gewiß würde er antworten: Daß Sie sich dort wohl einführe, Ilsabe, die Prinzessin ist Ihr herzlich gesinnt. Vergeß Sie Ihre Vorwitzigkeit und Ihr manchmal gar zu keckes Wesen. Der Hof wird Sie bestens erziehen, was nur zu Ihrem Guten ist."

Sie seufzte.

Ach ja, gut meinte es wohl der Vater mit ihr, aber verlassen und einsam war sie sich stets vorgekommen. Allzufrüh hatte die Mutter das Zeitliche segnen müssen; die war immer froh und munter und heiter gewesen. Aber das war lange her. Die Babette, die Haushälterin, war auch ein bärbeißiges Geschöpf. Gerade so wie der Herr Vater.

Nein, Ilsabe hatte bisher keine überschäumend frohe Jugend gehabt. Und doch war gerade ihr Herz geschaffen zur Fröhlichkeit. Sie fühlte es. Fühlte, daß da eine heftige Sehnsucht in ihr war, nach etwas, was sie seit dem Tode der Mutter entbehrt hatte.

Liebe, Zärtlichkeit!

Wie sollte ein siebzehnjähriges Herz nicht solche Sehnsucht haben!

Röte stieg ihr in die Wangen.

O ja, sie freute sich auf die Zeit bei Hofe. Sie würde nicht mehr einsam sein. Es würde Unterhaltung genug geben. Wenn die Prinzessin auch manchmal ihre Launen hatte, was tat das schon? Sie war das vom Vater her gewöhnt. Aber da gab es ja noch mehr Damen — die Gräfin Radziwill, die Baronesse von Schwechten, mit denen sie neulich in Sanssouci gespielt hatte, und andere. Freilich, sie waren wohl alle schon älter als sie. Aber das tat nichts.

Plötzlich preßte sie die Hände gegen das Herz.

Nun würde der Hauptmann von Köckeritz zu ihren Fenstern umsonst emporschauen, wenn er vorüberkam!

Ja, was tat das schon?

Ilsabe lächelte. Es war ein Lächeln aus der ersten, feinen, heimlichen und geheimnisvollen Mädchenzärtlichkeit ihres jungen Herzens heraus, das zum erstenmal etwas von dem heißen Atemzug der Liebe spürte.

Liebe?

Die kleine Ilsabe schüttelte ängstlich den Kopf. Sie wußte nur, daß damals in Sanssouci ein seltsames, fremdes und beklemmendes Gefühl sie ergriffen hatte, als des Hauptmanns Blick auf ihr ruhte. Nie hatte ein Mensch sie bisher so angesehen. Und als sie ihn zum erstenmal an ihrem Hause hatte vorbeireiten sehen mit seiner Kompanie, hatte sie das gleiche Gefühl wie damals gehabt, das einer bittersüßen, unbekannten Beklemmung. Als er dann gar zu ihr hinaufgrüßte, hatte ihr Herz wie rasend geklopft.

Seit der Zeit hatte eine magische Kraft sie immer wieder

ans Fenſter gezogen, wenn auf der Straße die Militärkapelle ſpielte und das Regiment im Anrücken war. An ihrem Hauſe vorbei ging es dann ins freie Feld.

Aber nicht das kurze, militäriſche Schauſpiel war es, nicht der ſtrenge Rhythmus des Hohenfriedberger Marſches, den der König ſelbſt geſchrieben hatte, was ſie anlockte, es war die Gewißheit, daß da unten einer vorbeiritt, der zu ihr heraufblicken, ſie grüßen würde, einer, den ſie kannte, der ſie kannte, ohne daß der Vater und die ſcharfäugige Babette etwas davon wußten.

Liebe?

Sie faltete die Hände kindhaft ineinander und fühlte ein leiſes Zittern im Blut.

Ja, der Hauptmann von Köckeritz würde vergebens zu ihrem Fenſter hinaufſehen. Und das tat ihr in dieſer Stunde leid.

Ob ſie ihm überhaupt wieder begegnen würde?

Unwillig erhob ſie ſich, um in den Garten hinunterzugehen, der hinter dem Hauſe lag. Was für närriſche Gedanken! Was ging ſie denn der Köckeritz an!

Eine leichte, ſchwingende Fröhlichkeit erfüllte ſie mit einem Male. Sie zupfte ihre blonden Locken, die natürlich gewellt waren, über die Schultern, faßte kokett die weiten, gerafften „Pochen“ ihres Kleides und machte einen anmutigen Hofknicks vor einem ſtark bleſſierten Sandſteinengel, der auf einem hohen Sockel unter einer der hohen Platanen ſtand und gerade den Liebespfeil in den Bogen ſpannte.

„Habe die Ehre, mich als jüngste Hofdame zu präsentieren, Euer Gnaden, Monsieur Amor."

Sie lachte hell und silbern. Warm strahlte die Sonne über die etwas ungepflegte, blühende Wirrnis des Gartens. Hätte sie die Sprache der Liebesgeister schon verstanden, so würde sie wohl gehört haben, was der kleine, pausbäckige Bursche auf dem Sockel antwortete:

„Dann nehm' Sie Ihr Herz nur recht in acht, Jungfer. In Sanssouci stehen viel, viel mehr himmlische Bogenschützen unter den Bäumen. Da trifft so ein Liebespfeil gar schnell ins unbewachte Seelchen. Hab' die Ehre, Jungfer Komteß!"

Ilsabe drehte sich um.

„Ich bin eine Gans. Wenn das jemand gesehen und gehört hätte."

Richtig, da stand die alte Babette mit ihren sieben Warzen im Gesicht am Küchenfenster und blickte von weitem in den Garten hinunter. Natürlich, die mußte ja alles sehen!

Sie flüchtete ins Haus zurück, um nicht noch einmal das hämische Grinsen der Alten bemerken zu müssen. —

In der Abenddämmerung kam Graf Seydlitz heim. Eine hohe, martialische Erscheinung, breit und wuchtig, ein wenig wohlbeleibt. Er war heute in guter Laune. Seine Majestät hatte ein langes Gespräch mit ihm gehabt über strategische Probleme und manche seiner Ansichten für gut befunden. Seydlitz ging ganz in seinem Dienst auf. Der zu frühe Tod seiner Frau hatte aus ihm diesen ernsten, verschlossenen,

arbeitswütigen Mann gemacht, den der König so schätzte.

„Vater, eine Neuigkeit!“

Der Graf ließ sich den Begrüßungskuß seiner Einzigen lächelnd gefallen.

„Kann mir schon denken, mein Kind.“

„Ihre Hoheit, die Prinzessin hat mir ein paar freundliche Zeilen geschrieben.“

„Potztausend! Also die Demoiselle wird Hofdame?“

„Erraten, mein Vater. Ich ziehe ganz ins neue Schloß über. Wird es Ihnen nicht einsam hier werden?“

Er strich mit karger Zärtlichkeit über das seidige Haar und atmete tief auf. Sein Blick flog hinüber zu dem Oelbild an der Wand, das die zarte Schönheit seiner Frau aufbewahrt hielt. Die Aehnlichkeit zwischen ihr und Ilsabe war unverkennbar. Er preßte einen Augenblick lang die Lippen hart zusammen. Dann sagte er mit einer seltsamen, an ihm fremden Weichheit, die Ilsabe mit stummer Verwunderung aufnahm:

„Ich bin froh, dich in guter Obhut zu wissen, mein Kind. Wer weiß, was dieses Jahr uns noch alles bringen wird. Es bereiten sich schwere Dinge vor, da muß man beizeiten an alles denken.“

Er brach ab und räusperte sich und sagte dann in seiner kühlen Art:

„Aber das ist nichts für dich. Der Hof wird dich bestens behüten und erziehen, was nur zu deinem Guten ist. Sei

Sie nur nicht zu vorwitzig und keck, und sei Sie der Prinzessin eine gehorsame Dienerin."

Da mußte Ilsabe leise lächeln. Hatte sie diese belehrenden Worte nicht vorausgeahnt? Sie kannte doch ihren strengen Vater! Aber der Kobold saß ihr heute ein wenig im Nacken, und so konnte sie sich nicht enthalten, ihren zierlichen Hofknicks noch einmal zu probieren und dabei zu sagen:

„Ich werde mein möglichstes tun, so gut ich kann, Herr Vater."

7. Kapitel

In den Gemächern der Hofdamen von Sanssouci und des Stadtschlosses war ein Wispern und Flüstern und Kichern, und auch in den Häusern der Staatsräte und hohen Offiziere, überall, wo Töchter waren, herrschte fröhlich-erregte und betriebsame Stimmung. Da wurden Toiletten ausprobiert, mit Schneiderinnen hitzige Besprechungen abgehalten, mit Stoffhändlern und Schuhmachern verhandelt und in den Wäschetruhen mit Inbrunst herumgekramt.

Du lieber Gott — hatten die Jungfern und ihre hohen Mütter zu tun!

Denn nichts anderes als dieses lag in der Luft: Ein Hoffest in Sanssouci mit musikalischer Unterhaltung und einem abendlichen Feuerwerk! Die Einladungen sollten erst noch ergehen, aber aus der königlichen Kanzlei war, wie immer bei solchen Anlässen, doch schon erhebliches durchgesickert, und so ungefähr wußte man schon, wer alles den Vorzug haben würde, dem Fest beiwohnen zu dürfen.

Auch die Königin Elisabeth, die sich meist in ihrem Schloß in Niederschönhausen bei Berlin aufzuhalten pflegte, würde herüberkommen, hieß es, um für eine kurze Weile in Sanssouci zu bleiben.

Kein Wunder, wenn die weiblichen Gemüter heftig bewegt waren und überall leidenschaftliche Debatten über die Toilettenfrage entbrannten.

Das wollte alles wohlbedacht sein! Denn es würden,

ſo flüſterte man, diesmal viele jüngere, nach Potsdam verſetzte Offiziere und junge Legationsräte mit dabei ſein, damit ſie ſich der hohen Geſellſchaft vorſtellen könnten und mit ihr bekannt würden. Und es ſollte überhaupt eine ganz exzellente Sache werden.

Nun ja, das waren die Feſte in Sansſouci ja immer. Das machte ſchon allein der weite, prächtige Park, die heitere Atmoſphäre, die über dem Luſtſchloß lag. Mochte auch die Tafel ſonſt nicht ſo reichlich beſtellt ſein wie an andern Höfen. Die junge Welt fand dieſen Punkt nicht ſo wichtig.

Ja, da waren vor allem die Glockenröcke auf neu herzurichten und vielleicht noch weiter zu machen. So ein ſeidener Rock mußte wie eine Qualle in der Dünung leicht und ſchmiegſam hin- und herwippen, die Seide mußte dabei ſchillern, daß es den Herren Kavalieren und Offizieren nur ſo in die Augen ſtach. Oder da mußten hoch aufgenähte Roſetten in zarten Farben leuchten wie Frühlingsroſen, und die gerafften Seidenfeſtons zärtlich raſcheln. Und da mußten neue Seidenſchals geſchnitten werden, die man leicht über Schulter und Buſen legte, daß ſie die nackte, gepuderte Haut nur ahnen ließen, blitzende, neue Agraffen für die Toupets mußten gekauft werden — ach, man hatte alle Hände voll zu tun! Sollte man am Ende ſtatt der Roſengarnituren am Rock nicht Maßliebchen oder einfache Ranken nehmen? Und Falten oder Pliſſees, um die Weite herauszukriegen? Und wie war das mit dem Ueberwurf? Einfach oder doppelt?

Man konnte ja aber auch an das enge Mieder ſchöngeſchwungene, ſeidene Frackſchöße anbringen. Das gab eine beſondere, „franzöſiſche“ Linie.

Ach ja — ſie hatten ſehr viel zu tun, all die Demoiſellen.

Da hatten die Herren es doch viel leichter. Die zogen einfach ihren Staatsrock an oder ihre Galauniform, ſetzten den gefederten Dreiſpitz auf und — konnten ſich ſehen laſſen. Und gerade für ſie wollte man ſich ja ſchön machen, ihnen wollte man gefallen.

Die Welt iſt in manchen Dingen zu allen Zeiten gleich geweſen. —

Auch Ilſabe von Seydlitz war nicht wenig erregt. Zum erſtenmal machte ſie ein Hoffeſt mit. Und zudem gleich als jüngſte und gewiß reizendſte Hofdame. Da konnte einem jungen Mädchen ſchon gehörig das Herz im Mieder ſchlagen. Und das tat es denn auch gewaltig.

Die Gräfin Radziwill tat ein wenig ſpöttiſch zu ihr und herablaſſend.

„Aber kleine Komteß, wer wird ſo Angſt haben vor einem bißchen feſtlichen Glanz. Nehmen Sie ſich zuſammen, ma chèrie. Hofdamen dürfen nicht wie kleine Demoiſellen vorm erſten Ball zittern.“

Sie überprüfte den Toilettenbeſtand, der reichhaltig genug war, denn ſie hatte den Auftrag, der „kleinen Seydlitz“ mit Rat und Tat beizuſtehen.

„Was wollen Sie anziehen, chère comtesse?“

Die wies mit leuchtenden Augen auf eine der ſeidenen

Roben, die erſt kürzlich für ſie angefertigt worden war. Die Radziwill ſagte:

„Bon — wir wollen probieren. Ich werde die Zofe ſchicken."

Es war keine leichte Prozedur, das Anziehen einer Staatsrobe mit all ihrem Drum und Dran. Aber eine Stunde ſpäter ſtand Ilſabe in dem neuen Kleid da, und die Radziwill konnte ſie neidvoll bewundern. Mit einem glücklichen Ausdruck im Geſicht ſchaute Ilſabe auf ihr Spiegelbild.

Wie fein ſich die ſchmalen Brauen der Augen in die Höhe wölbten. Die langen, dunklen Wimpern warfen leichte Schatten über die roſigen Lider. Das Köpfchen in ſeinem Oval, ein wenig zur Seite geneigt, ruhte auf ſchlankem Hals, der nicht weniger weiß war als die Kette weißer Perlen, die ſich darum ſchlang, und die Perlentropfen, die in ihren zarten Ohren hingen. Ein weißes Seidenkleid, deſſen Einſatz mit goldnen Spitzen und blaſſen Roſen garniert war, umſpannte das zierlich-ſchlanke Mieder, und dieſelben blaßroſa Roſen ſchlangen ſich um die Aermel, die knapp bis zum Ellbogen reichten. Der Rock fiel, eng pliſſiert, wie eine leichte, duftende Glocke herab, und darunter ſahen die kleinen, weißen Seidenſchuhe mit den hohen, goldfarbenen Hacken hervor. — Das Haar war nicht gepudert, wie es für das Feſt Vorſchrift war, und fiel in ſchweren Locken mit goldenen Reflexen auf den hellen Nacken.

So ſtand Ilſabe da — ein kleines Menſchenwunder in Weiß und Gold.

„Süperb, chère comtesse, sehr süperb", konnte sich die Radziwill nicht enthalten, auszurufen. „Man wird sie bewundern."

Ilsabe errötete leicht. Die Gräfin fuhr fort:

„Aber mehr Würde, nicht wahr? Distance, distance! Die Herren sind oft so taktlos, wenn sie glauben, sich's leisten zu können. Man darf Sie nur von weitem bewundern. Auch der Herr von Köckeritz."

Ilsabe sagte schnell:

„Der Hauptmann von Köckeritz ist auch —?"

Sie schwieg verwirrt.

„Ich hab so was gehört, daß er vielleicht auch geladen wird. Aber das schockiert Sie doch nicht?"

Ilsabe nestelte hastig an ihrer Halskette und zupfte an der Garnitur, um ihre Verwirrung zu verbergen. Sollte es möglich werden, daß sie ihn wiedersah? Oh, die Gräfin hatte recht! Sie mußte mehr Würde zeigen. Aber es war gut, daß niemand das Herzklopfen unterm Mieder hören konnte.

Gräfin Radziwill lächelte leichthin.

Pah — um so ein junges Ding würde sich der Köckeritz wohl kaum kümmern. Der liebte erfahrene Frauen. Hoheitsvoll sagte sie:

„Ich bin zufrieden, Komtesse. Also bleibt es bei dieser Toilette."

Sie rauschte hinaus.

Ilsabe sank auf das Kanapee. O mon dieu, dachte sie,

wie wird das werden, wenn ich ihn wirklich sehe? Ein Glanz war in ihren Augen, den die Radziwill wohl nicht hätte bemerken dürfen. Und sie wäre gewiß auch sehr erstaunt gewesen und hätte sich ihre Gedanken gemacht, wenn sie die kleine „chère comtesse" so hätte sitzen sehen, die kleinen, schmalen, kindhaften Hände im Schoß gefaltet und vor sich hinträumend.

Aber dann stand sie mit einem Ruck auf, schnitt eine kleine, allerliebste Grimasse und sagte wahrhaftig im Tonfall der Gräfin vor sich hin:

„Nehmen Sie sich zusammen, ma chèrie, Hofdamen dürfen nicht wie kleine Demoiselen zittern! Also mehr Würde, nicht wahr?"

Sie lachte verhalten vor sich hin und flüsterte noch:

„Distance! Distance!"

So im gleichen komisch-nasalen Tonfall, wie ihn die Radziwill an sich hatte.

Es war eine richtige, kleine Spitzbüberei. Die erste Hofdame Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin, Gräfin Radziwill, wäre wirklich sehr erstaunt gewesen und hätte vielleicht einen Schock gekriegt. Wer hätte so was der kleinen Komtesse auch zugetraut!

Die aber war nun wieder ernst geworden, legte den Finger an die Nase und flüsterte:

„Bin ich wirklich schon eine Hofdame oder eine kleine Demoiselle?"

„Na alſo, Seine Majeſtät weiß, was er uns ſchuldig iſt. Vortrefflich! Haha!“

Köckeritz hielt die Einladung in der Hand und ſaß rittlings auf dem Stuhl. Schlegel ſpazierte auf und ab.

„Kurioſe Einladung übrigens“, lachte Köckeritz in ſeiner knabenhaft luſtigen Art. „Klingt wie ein Befehl. Na — bei Seiner Majeſtät ja auch kein Wunder. So was nennt man Diſziplin — haha! Order parieren. So was iſt preußiſch.“

Er las noch einmal die betreffende Stelle.

„Die Königlichen Majeſtäten erſuchen die Herren Hauptleute von Köckeritz und von Schlegel, ſich am Dienstag, dem — na ja, und ſo weiter — bei der muſikaliſchen Unterhaltung nebſt Amüſement einzufinden. Es iſt tadelloſe Galauniform befohlen und — ſcharmant, ſo was, haha. Uebrigens, die Königlichen Majeſtäten! Bei ſolchen Gelegenheiten erfährt man, daß Seine Majeſtät verheiratet iſt. Ich kann mich kaum der Königin Eliſabeth, unſerer erlauchten Landesmutter, erinnern.“

Schlegel lächelte verſchmitzt.

„Kannſt du dich überhaupt erinnern, daß in Preußen jemals eine Königin eine Rolle geſpielt hat? Sie leben nur im Schatten der Könige. Kein Wunder, wenn ſich unſer ‚Fritz‘ nicht mit der Katharina von Rußland vertragen kann.“

„Eine Dummheit! Man ſollte ſich mit Frauen immer gut

ſtehen. Seine Hoheit wird das noch einmal zu ſpüren bekommen. Eine Katharina von Rußland iſt keine Eliſabeth von Preußen. Man munkelt doch ſo allerlei. Und Maria Thereſia von Oeſterreich iſt, wenn ich nicht irre, auch weiblichen Geſchlechts. Er ſollte ſich vor dieſen beiden Unterröcken auf dem Thron in acht nehmen — Oeſterreich im Bunde mit Rußland — und gegen Preußen, o lala, ich glaube, wir hätten alle Hände voll zu tun!"

„Ja, mit Frauen iſt nicht zu ſpaßen", pflichtete Schlegel lachend bei.

„Aber was geht uns die leidige Politik an? Wir werden am Dienstag in Sansſouci feiern. Vivat, Sansſouci! Im adretten Galarock. Hat Seine Hoheit etwa gedacht, wir kämen wie die Wildſäue vom Exerzierplatz?"

„Alles ſchon dageweſen, mein Lieber. Der alte Rittmeiſter Mierſtorff, der im vorigen Jahre ſtarb, pflegte zumeiſt ſogar angetrunken im Schloß zu erſcheinen, wenn er geladen war. Aber er war ein vorzüglicher Spinettſpieler, und der König konnte ihn bei ſeinen Quartettabenden nicht entbehren. Es war blamabel — aber Mierſtorff ſpielte am beſten, wenn er voll Schnaps war."

„Meinetwegen, aber ſag' mal —"

Köckeritz ſtand auf und reckte die ſchlanke, ſehnige Geſtalt. Sein Geſicht hatte jetzt einen verträumt-frohen Ausdruck.

„Sag' mal, da krieg' ich doch gewiß die kleine Komteſſe wieder zu ſehen!"

„Sehr wahrſcheinlich ſogar."

Man wußte natürlich schon längst, daß die Demoiselle Seydlitz am Hofe war.

„Fabelhaft! Süperb! Wie sagt man auf preußisch? Wundervoll!“

„Hm — und vergiß nicht, was du dem König versprochen hast. Du bist ein Bruder Leichtsinn, Köckeritz. Wenn du auch etwas älter bist als ich.“

„Leichtsinn ist ein Talent, mein lieber Schlegel, das nicht jeder hat“, belehrte ihn der andere. „Merk dir das!“

„Also gut“, wiederholte Schlegel, „Leichtsinn ist ein Talent! Vielleicht sagst du das gelegentlich mal dem König. Er wird sich sehr darüber freuen.“

„Warum nicht. Leichtsinn und Genie liegen gar nicht so weit voneinander. Es gehört immer eine Portion Leichtsinn dazu, geniale Taten zu vollführen.“

„Zum Beispiel — ein junges Mädchenherz zu erobern, wie?“

„Auch das!“

Köckeritz lächelte.

„Hab' ich dir überhaupt schon das neueste Lied vorgesungen? Komische Sache. Neulich, als wir auf die alte Mühle, die Seiner Majestät schon so lange mit ihrem Klappern ein Dorn im Auge ist, einen Sturmangriff markierten, fielen mir diese Worte ein.“

„Da mußt du ja mächtig bei der Sache gewesen sein, haha!“

„Keiner hat was gemerkt.“

Ja, Köckeritz war ein Tausendsassa. Eine seiner besonderen Talente war, daß er hübsche Verse schmieden und sie auf der Laute begleiten konnte.

„Dann schieße nur los."

Köckeritz nahm die Laute von der Wand.

„Ein Schäferlied, das man eigentlich in Sanssouci singen müßte", erklärte er beiläufig.

„Aha, ich merke die Anregung. Heben wir's also aus der Taufe."

In diesem Augenblick klopfte die Markuse an die Tür und öffnete. Ihr rundes, rotes Apfelgesicht grinste freundlich.

„Meine Herren, darf ich Ihnen die Rechnung für den letzten Monat vorlegen? Sie hatten wohl daran vergessen."

„Ja, das ist natürlich wichtiger als Lieder singen", brummte Köckeritz.

„Oh, der Herr Hauptmann spielt auf der Laute."

Zuckerfüß sah ihn die alte Dame an.

„Hat sich was! Geben Sie den Wisch her."

Die Stimmung war ihm verdorben. Die Markuse war eine alte, ungepflegte Bettel — und diejenige, für die das Lied bestimmt war, ein schöner, bunter Schmetterling. Der Gegensatz war zu groß.

Köckeritz las die Rechnung durch und schnitt eine Grimasse.

„Frau Markuse, wissen Sie, daß ich dreihundert Taler im ganzen Jahr beziehe?"

Sie lachte breit über das verwaschene Gesicht.

„Ein schönes Geld, Herr Hauptmann, ein feines Geld."

„So? Und da rechnen Sie mir für den Monat allein bei Ihnen schon dreißig Taler zusammen?"

Die Markuse wischte über die Schürze, die man noch niemals sauber gesehen hatte.

„Verzeihn Se", nuschelte sie, „wenn der Herr Hauptmann jeden Tag ä Flasche scheenen Rotwein wünscht und zum Abend ä propres Essen und zum Frühstück schon drei Eier in Speck jebraten und —"

„Na?" blinzelte Köckeritz, „was noch?"

„Also ich kann mer nich helfen, Herr Hauptmann, wenn ich das alles so auf ä Papierchen zusammenzähl, werden Se sich ja selber denken können, daß de Rechnung nich so klein is. Nich? Und denn das viele Putzen von de Monturen. Ich geb noch Geld zu, wenn ich alles genau überlege, meine Herren, und bloß, weil ich mir a Mizwe draus mach, die Herren hier in Quartier zu haben, nehm ich nich mehr."

Köckeritz lachte, Schlegel grinste.

„Mizwe? Was is 'n das?"

Frau Markuse lächelte süß.

„Das is so viel wie ich mach mir ä Freud draus, meine Herren. Ae Freud, Sie in meinem Haus zu haben."

„Großartig, Frau Markuse", rief Köckeritz aus. „Sagen wir schon — ä Freud, uns zu begaunern. Wenn Ihr Haus nicht so nett läge mit dem Garten davor, ich wär schon längst gezogen."

„Herr Hauptmann spaßen."

„Na und wie! Das werden Sie gleich sehen! Also —",

Köckeritz reichte ihr die Rechnung zurück, „die Hälfte zahl ich. Wie immer."

„Chott der Gerechte!"

„Die andere laſſen Sie im Schornſtein ſtehen, bis ich mal avanciert bin oder ſonſtwie Geld gefunden habe. Es iſt ſowieſo die Hälfte, die Sie als Zinſen berechnen für frühere Rückſtände."

Er zog den Geldbeutel vor und ſchob ihr einige Taler hin.

Die Markuſe ſtrich ſie haſtig ein, als könnten ſie auch noch davonfliegen. Dabei meinte ſie:

„Ich werd' de Hälfte lieber zuſchreiben zu de andern Hälften, und ich werd' beten zu Gott, daß der Herr Hauptmann bald kommt zu viel Geld, um die alte Markuſe zu machen ä Freud!"

„Na, hoffentlich ſterben Sie nicht darüber", ſagte Köckeritz kaltblütig.

Sie ſchlurfte aus dem Zimmer.

Wehmütig blickte Köckeritz zu der Laute hin, auf der er vorhin gerade zu ſpielen anfangen wollte.

„Ein andermal", ſagte er zu Schlegel. „Die alte Schlampe hat mich mit ihrer verdammten Rechnung wieder aus der Stimmung gebracht. Verrückt, daß man ſo ein armer Teufel iſt!"

„Das hat dich doch früher nicht geſtört, mein Freund."

„Ja, früher —"

Um eine Komteſſe von Seydlitz zu gewinnen, mußte man da nicht doch etwas mehr haben, als bloß die Hauptmanns-

löhnung und einen Berg Schulden? ging es ihm durch den Kopf. Wie soll das bloß werden?

„Du bist ein kurioser Mensch geworden", sagte Schlegel fast ärgerlich.

9. Kapitel

Der Abend des königlichen Gartenfestes war gekommen. Eine lange Reihe Wagen aller Art rollten vor dem Parktor an. Manche Gäste kamen zu Fuß. An die hundert Menschen waren geladen.

Abendlich still und duftend war die Luft hier auf dem Berg von Sanssouci in der Dämmerung des vergehenden Tages. Ein gütiger, weicher Himmel spannte sich weithin und meinte es sichtlich gut mit diesem Fest.

Die breiten Terrassen hinauf stiegen die Gäste. Der und jener blieb wohl stehen und sah sich eine Weile um. Es war immer schön, von hier aus ins Land zu schauen, in die Ebene hinunter, die sich im Dämmerschein noch mattgrün ausdehnte. Hinten standen nachtdunkel die Wälder. Auf der Havel bewegten sich langsam ein paar Segel.

Dann schritt man weiter die breiten Stufen hinauf, an den Taxushecken vorbei, an den weißen Marmordenkmälern, die wie stumme Götter dastanden und sich über die bunten Scharen der Gäste, die da, ernst oder lachend, hinaufstiegen, leise wundern mochten.

Lang und niedrig erstreckte sich das Schloß, vom letzten Widerschein der versinkenden Sonne noch leicht überzittert. Zwischen den zahllosen korinthischen Säulen hockten schon die Schatten des Abends. Von fern winkte der Ruinenberg herüber mit den zusammengefallenen Säulentrümmern um den alten Opferstein, auf dem man einst in längst verschollenen Zeiten den Göttern opferte.

Vor dem Portal kamen die Scharen der Gäste ins Stocken. Hier ſtanden zwei Grenadierpoſten. Rieſige Kerls. Die tadellos weißen Gamaſchen leuchteten. Sie hatten heute mit dem Präſentieren reichlich zu tun. Beine ſpreizen, Gewehr vor die Naſe — man konnte ſchon gleich ſo ſtehenbleiben. Aber man mußte darauf achten, daß man nicht ſo nahe an die hellen Seidenſchleppen kam, die kniſternd vorbeirauſchten. Verflixter Dienſt — ſo einfach er ausſah!

Ein großer Teil des Parks vor dem Schloß war bereits erleuchtet. Girlanden von vielen bunten chineſiſchen Lampions ſchwangen ſich von Baum zu Baum und leuchteten zauberiſch durch die hereinbrechende Dunkelheit. Darunter ſtanden Tiſche, ſächſiſches Porzellan ſchimmerte auf dem ſchneeigen Weiß der Linnentücher. Denn nicht alle Gäſte konnten in dem Schloß ſpeiſen — es waren ihrer zu viele.

Ueberall ſtanden Lakaien und Pagen, bereit, dienſteifrig hinzuzuſpringen, wo es gewünſcht wurde oder nötig war.

Die Defiliercour vor dem königlichen Paar begann. Der Zeremonienmeiſter ſorgte mit preußiſcher Exaktheit, daß dieſer förmliche Teil des Programms ſehr ſchnell vonſtatten ging. Es wurden nur wenig neue, dem König unbekannte Gäſte vorgeſtellt. Er ſelbſt liebte dieſe Formalitäten nicht beſonders, und dieſes Feſt ſollte ja keine ſteife Galafeierlichkeit, ſondern ein Vergnügen ſein.

Bald ſaßen alle an den Tiſchen. Diener liefen hin und her. Heiteres Gelächter erfüllte den Park — mehr als an der ſteiferen Tafel im Schloß —, der Duft von Blumen,

Parfüms und Speisen mischte sich über den festlich geputzten Menschen, deren seidene Toiletten, bunte Uniformen und Staatsröcke im Glanz der farbigen Lichter schimmerten.

Es war ein behagliches Speisen.

Die weißen Arme und Nacken der Damen leuchteten, Diamanten versprühten ihr Feuer, Orden blitzten, die gepuderten Perücken stäubten ein wenig in der Luft. Die Gemessenheit der Haltung und der Bewegungen begann sich hier und da unter der Einwirkung des Weins zu lockern.

Um die Lampen draußen summten Mücken und Motten, und manchmal flogen Schwalben tief über das Buschwerk hin, um noch etwas aus der Luft zu fangen. —

Nach dem Essen begann die musikalische Unterhaltung. Die Fenster des Musikzimmers waren weit geöffnet worden, damit alle gut hören konnten. Ein Flötenkonzert, wie der König es liebte. Er hatte kürzlich erst eine neue Komposition vollendet, sie sollte nun zum erstenmal gespielt werden.

Diener hatten eine Reihe Kerzen um den Flügel entzündet, stellten Notenpulte auf für die Geiger, die bereits mit ihren Violinen dastanden und leise die Instrumente stimmten. Abseits, nahe dem Fenster, stand der König, die lange Flöte in der Hand. Sein hageres Gesicht schien durchleuchtet von Feierlichkeit. Flötenspielen — es war seine tiefste Passion in Sanssouci.

Flügel und Geigen setzten ein zum Vorspiel. Mucksstill war es überall. Aller Blicke hingen am König, soweit sie ihn erreichen konnten.

Nun ſetzte er die Flöte an die Lippen, den ſchmalen Kopf ein wenig zurückgebogen. Perlenrein fügten ſich die Töne einer hellen Paſſage aneinander, leiſe ſchwang ſich die Begleitung des Flügels hinzu, eine ſanfte Melodie entfaltete ſich, ein tanzendes Allegro, das dann in ein reines, volles Largo überging.

Eine Muſik, wie aus dem Abend herausgeboren, der über dem Park hing und die Terraſſen mit dem weißen Schein des Mondes überflutete. Es war, als lauſchten ſelbſt die Bäume und Sträucher und Blumen und die Vögel im Buſchwerk auf dieſe Muſik eines Königs. Hoch und ſtolz ſtanden die Kaſtanien mit ihren Fackeln da und ſtreuten ihre Blütendüfte durch Garten und Melodie. Manchmal flatterten in dem leichten Wind ein paar weiße Blüten herab, als wollten ſie auf den Flötentönen davonſchweben.

Es war wie eine Verzauberung. —

Dann war es vorbei. Hände hoben ſich und klatſchten begeiſtert. Der König legte ſtill die Flöte beiſeite und nickte freundlich den Mitſpielern zu. Herr von Voltaire, der franzöſiſche Philoſoph, ſeit einigen Tagen wieder Gaſt bei ſeinem königlichen Freunde, trat auf ihn zu. Sein unſchönes Komödiantengeſicht zeigte einen Ausdruck aufrichtiger Bewunderung.

„Sire — welch admirable Muſik! Man darf das Land beneiden, deſſen Majeſtät nicht nur die Melodie der Trompeten und Trommeln, ſondern auch der ſanften Flöte ſo kunſtvoll beherrſcht.“

Der König lächelte leicht.

„Merci, chère Voltaire. Ihnen darf man ſchon glauben. Kommen Sie.“

Man wußte, daß er nun mit dem großen Dichter und einigen intimeren Freunden ſich in ſchöngeiſtigen Konſervationen ergehen würde.

Auch die Königin zog ſich zurück. Sie pflegte bei ſolchen geſelligen Abenden nie lange zugegen zu ſein. Der König vertiefte ſich von neuem mit Voltaire in ein philoſophiſches Geſpräch, die ſteife Etikette lockerte ſich etwas.

Der Zeremonienmeiſter atmete auf. Seine Hauptaufgabe war getan. Die Gäſte mochten ſich jetzt zwangloſer als bisher auf ihre Art beluſtigen. Die großen Flügeltüren zum Park öffneten ſich.

Prinzeſſin Amalie hatte einen Kreis junger Damen und Herren um ſich geſammelt. Unter ihnen auch Köckeritz und Schlegel und die Komteſſe Ilſabe.

Köckeritz hatte an dieſem Abend kaum einen Blick von dem jungen Mädchen getan. Wie eine entzückende Porzellanfigur erſchien ſie ihm, maßlos reizvoll und begehrenswert.

Er hatte ſie bis jetzt nur kurz begrüßen können. Aber dieſe kurzen Sekunden waren, ſo dünkte ihm, ſchön und beglückend geweſen. Der Blick aus ihren Augen war wie der eines gefangenen Vogels.

Nun ſaß ſie neben der Prinzeſſin und der Radziwill, die in der Geſellſchaft ſehr unterhaltſam und witzig ſein konnte. Dieſe winkte Köckeritz heran.

„Was tun wir, Herr Baron? Seine Majestät philosophiert im roten Salon. Viele Herrschaften sind bereits im Park. Ich habe für 10 Uhr das Feuerwerk bestellt, bis dahin ist noch viel Zeit. Schlagen Sie ein nettes, neues Spiel vor, Sie sind ja Meister in den Künsten des Salons."

Die dunklen Augen blickten ihn keck an. Sein Blick sucht in Ilsabes Antlitz zu forschen, aber sie hielt den Kopf gesenkt. Ihr war so selig bang zumute.

„Gräfin, ich schlage ein Pfänderspiel vor, das man Hund und Katze nennt."

„Schön — Hund und Katze — Mann und Frau. Sie sind ein Spötter, Köckeritz."

„Man spielt es am besten im Freien, unter den bunten Lampions und den weichen Schatten eines zärtlichen Frühlingsabends —"

„Oh, wie poetisch —"

Einige Damen kicherten vergnügt. Schlegel warf ein:

„Aber zuvor könnte uns Herr von Köckeritz noch mit einer besonderen Gabe erfreuen. Er ist nämlich so entzückt von Potsdam und Sanssouci, daß er ein Lied gemacht hat, das er den Damen gewiß nicht vorenthalten will."

„Ah — ein Lied?"

Die Radziwill stellte den Kopf ein wenig schief.

„Ein Lied aus Sanssouci — ein galantes Lied —"

„Darf man es hören? Schau, schau —"

Die Räume hatten sich geleert. Im Musikzimmer nebenan war kein Mensch. Vereinsamt stand das Spinett.

„Dürfen es aber auch — sehr junge Ohren hören, Herr von Köckeritz?"

Die Prinzessin Amalie blinzelte die kleine Komtesse an.

„O ja", sagte der Hauptmann. „Naturellement, gerade junge Ohren."

Er ging zum Spinett hinüber und ließ sich nicht lange bitten. Und während er die ersten Töne der von ihm gemachten Melodie anschlug, flog sein Blick zu Ilsabe hinüber, die nun frei und mutig dasaß.

Köckeritz sang. Er hatte eine hübsche, einschmeichelnde, weiche Stimme. Ein Windhund, ein Kavalier, ein charmanter Mann, dachte die Prinzessin. Die Gräfin Radziwill hatte brennende Augen. Wie muß es sein, wenn er einen wieder in die Arme reißt! Oh, wie muß er lieben können, dachte sie.

Schnell hielt sie den Fächer vor das Gesicht, um sich nicht zu verraten, und lauschte dem Lied.

„Madame — Madame, ich bitte Sie,
Sie müssen mich verstehn,
Ein einziges Wort im Mondenschein,
Wenn wir in Sanssouci allein
Durch stille Wege gehn!

Pst, pst, Madame, so spröde noch
Im Park von Sanssouci?
Die Sterne alle tanzen doch
Für Sie allein, für Sie!

Und wenn Ihr Reifrock leise weht,
Wie Blumen, zart und bunt,
Pst, pst, Madame,
Ein Kuß Madame,
Von Ihrem Rosenmund!

Sie ahnen nicht, wie zauberhaft
Der Park zur Nacht erblüht,
Da duften tausend Blumen heiß,
Und hundert Stimmen flüstern leis
Verliebten ins Gemüt:

Pst, pst, Madame, so spröde noch
Im Park von Sanssouci?
Die Sterne alle tanzen doch
Für Sie allein, für Sie!
Und wenn Ihr Reifrock leise weht,
Wie Blumen, zart und bunt,
Pst, pst, Madame,
Ein Kuß Madame,
Von Ihrem Rosenmund!

Im Park, im Park von Sanssouci,
Da geht im Mondenschein
Ein neues Flüstern um und um,
Die Rosen duften und sind stumm
Und lauschen still und rein.

Pſt, pſt — wie bald vergeht ein Traum!
Vielleicht im Morgenrot
Ruft Fridericus' Trommelklang
Mich ſchon zu Schlacht und Tod!
Doch wenn vielleicht ein Reifrock dann,
Huſcht um mein ſtilles Haus —
Pſt, pſt, Madame,
Ein Kuß, Madame,
So wiſpert's dann vielleicht, Madame,
Aus meinem Grab heraus!"

„Fabelhaft, fabelhaft!" Die Damen klatſchten begeiſtert in die Hände. Die Herren lächelten bedeutungsvoll.

„Bravo!" ſagte Prinzeſſin Amalie und ſchlug die Hände leicht ineinander. „Sehr ſchön! Solchen Eindruck alſo hat unſer Sansſouci auf Sie gemacht. Sie ſind unverbeſſerlich, mein Lieber!"

Die Radziwill blickte ihn mit heißen Augen an.

Komteſſe Ilſabe aber ſaß ſtill und verträumt da. Niemand als ſie allein hatte geſehen, welch heißen Blick Köckeritz ihr zuwarf, als er ſich über die huldreich ausgeſtreckte Hand der Prinzeſſin beugte, die neben ihr ſaß, um ſie galant für die gezollte Anerkennung zu küſſen.

Und niemand anderes als die kleine Ilſabe ahnte, für wen dies Liedchen beſtimmt war. Es gibt wohl geheimnisvolle Strömungen zwiſchen Liebenden, die von Seele zu Seele,

von Herzen zu Herzen gehen und die mehr verraten können, als Worte es je vermöchten.

Die Gesellschaft erhob sich nun und begab sich in den Park. Hier und da eilten Lakaien mit Erfrischungen vorüber. Auf den Bänken saßen die älteren Damen und unterhielten sich. Auf dem breiten Kiesweg vom Schloß bis zum Springbrunnen promenierten einige Generale in eifrigem Gespräch, und in einem Winkel der Terrasse saßen der König und Voltaire und waren mit ihrer Unterhaltung noch immer nicht zu Ende.

In einem Pavillon mitten auf einer der Rasenflächen saßen die besten Musiker der Regimentskapelle und ließen ihre Weisen in den lauen Abend hineinklingen. Eine flotte, frische Marschmusik, wie sie der König liebte.

Hier und da gerieten die weißen Zopfperücken der Kavaliere und die hochtoupierten Köpfe der Damen in rhythmische Bewegung.

10. Kapitel

Man spielte „Hund und Katze". Die Damen und Herren stellten sich paarweise hintereinander auf. An der Spitze der Reihe stand einer der Kavaliere, den das Los bestimmt hatte, klatschte in die Hände und rief:

„Eins, zwei, drei —
Das letzte Katzenpaar vorbei!"

Hier mußte das letzte Paar getrennt nach vorn laufen und versuchen, sich wieder zu vereinigen. Wurde einer der beiden von dem Rufenden, der den „Hund" darstellte, ergriffen, bevor es ihm gelungen war, dem Partner wieder die Hand zu reichen, so bildete er mit jenem ein neues Paar, das sich an den Anfang der Spielerreihe zu stellen hatte, während der oder die andere nun der Hund war. Andernfalls hatte der Rufer von neuem sein Glück zu probieren und mußte für den mißglückten Fang ein Pfand hinterlegen.

Köckeritz hatte es einzurichten gewußt, daß er im Laufe des Spieles Ilsabes Partner wurde.

Nun standen sie nebeneinander in der Reihe. Und es schien ihm, als müßte das so sein, als klinge in ihnen eine freundliche Stimme: Endlich steht niemand zwischen uns.

Aber Ilsabe wagte kaum, zu Köckeritz aufzusehen. Und dieser wußte sehr wohl: Er mußte vorsichtig sein. Vor ihm stand gerade die Gräfin Radziwill mit dem Geheimen Sekretarius Wenzel, der größten Spürnase bei Hofe, und jeder lauschte hier auf des anderen Worte.

Das Spiel ging unentwegt luſtig weiter. Es gab heitere Zwiſchenfälle mannigfaltiger Art. Da geriet einem der Kavaliere der Degen beim Laufen zwiſchen die Beine, eine der Damen verlor ihren Stöckelſchuh, dem Geheimen Rat Borgsdorf, der durchaus noch mit der Jugend mitmachen wollte, ſtieß das Malheur zu, daß ihm die Perücke vom kahlen Schädel rutſchte. Und manches andere.

Nun ſtanden Köckeritz und Ilſabe wieder als letztes Paar in der Reihe.

„Komteſſe", flüſterte der Hauptmann.

Ganz zart berührte ſeine Hand die ihre. Sie zuckte zuſammen, aber ſie wich nicht beiſeite. Groß ſah ſie ihn an.

„Wir laufen gleich dem Laubengang zu. Halten Sie ſich rechts — ich zieh den ‚Hund' von Ihnen ab und werde ihm ſchon mit meinen langen Beinen entwiſchen. Wer iſt es denn? Ah, der Schlegel."

Und das war gut ſo.

In dieſem Augenblick mußten ſie beide losrennen. In einiger Entfernung mündete auf die Raſenfläche ein Laubengang. Ilſabe wußte ſelbſt nicht, wie es kam, daß ſie Köckeritz' Anweiſung befolgte und dorthin lief. Es ſah wunderhübſch aus, wie ſie ſo zierlich und flink dahineilte, und Schlegel, der ſofort „im Bilde" war, lachte in ſich hinein. Die beiden darf ich natürlich nicht kriegen. Aber er täuſchte große Anſtrengung vor und „bemühte" ſich, Köckeritz einzuholen. Er ließ die beiden alſo dem fernen Laubengang zulaufen, hielt ſich dicht hinter ihnen und verſchwand irgendwie

in den blauen Schatten der Dunkelheit, während Köckeritz und Ilſabe ſchon im Gang untergetaucht waren.

Die Komteſſe hielt atemlos inne.

Köckeritz hatte ſie erreicht. Jetzt hieß es, keine Zeit zu verlieren.

„Komteſſe Ilſabe!“

Er hielt ihre Hand feſt und preßte ſie heiß an die Lippen.

„Ich muß Sie ſprechen, Komteſſe — endlich einmal!“

„Ja, ja —“, murmelte ſie fremd und voll Zartheit.

„Ilſabe —“

Ihre Nähe berauſchte ihn maßlos. Am liebſten hätte er ſie in die Arme geriſſen.

„Laſſen Sie mich — man wartet auf uns.“

„Ja, leider. Sekunden ſind koſtbar.“

Nun hielt er ihre beiden Hände feſt in den ſeinen.

„In einer halben Stunde beginnt das Feuerwerk. Ich erwarte Sie hier, an dieſer Stelle — niemand wird etwas merken.“

„Nein — nein —“

„Ich beſchwöre Sie, Komteſſe, ich muß Sie ſprechen. — Ich habe auf dieſe Stunde gewartet — Sie müſſen kommen, Ilſabe.“

Heiß flammt ſein Atem über ihr Geſicht.

„Sie werden kommen.“

Ergeben und mutlos blickte ſie ihn an, und doch war ein Zittern in ihrem Herzen, fremd und abſonderlich:

„Nein — nein.“ — „Kommen Sie — bitte, bitte.“

Noch einmal preßte er ihre Hand an die Lippen mit einer heißen verzehrenden Glut.

„Ich erwarte Sie!"

Dann eilten sie aus dem Laubengang hinaus — irgendwie tauchte Schlegel wieder auf, und während sie zu dritt sich wieder den anderen näherten, die natürlich in der Dunkelheit nichts hatten beobachten können, hatte niemand ahnen können, was vorgefallen war.

„Das war eine langwierige Jagd!" rief die Gräfin Radziwill den Ankommenden zu. Sie allein ahnte mit dem Instinkt der leidenschaftlichen Frau, daß die kleine Komtesse Ilsabe dem Hauptmann Köckeritz mehr gefiel als sie selbst, und daß sich da im stillen etwas anspann, was ihr wenig zusagte.

Aber der baldige Beginn des Feuerwerks, das an einer entfernteren Ecke des Parkes abgebrannt wurde, lenkte ihre Gedanken von dem Paar ab. Von allen Seiten kamen die Gäste angeströmt. Die Musik spielte mit besonderer Hingabe. Zischend fuhren die ersten Raketen über den dunklen Himmel und zersprühten in einem zauberhaften, bunten Funkenregen, der langsam niedertropfte.

Köckeritz hatte sich davongestohlen.

Er stand einsam im Laubengang.

„Ich liebe sie", flüsterte es in ihm, „wahrhaftig, ich liebe sie. Das ist anders, als alle Erlebnisse zuvor waren."

„Ich bin ein armer Teufel. Die Köckeritz' haben nie viel Geld und irdisch Gut gehabt. Sie haben nur immer ihrem

König gedient bis zum Tod. Es waren alles tolle Kerle, die Köckeritz'. Arm und toll."

Er lauschte.

Aus der Ferne klangen die Rufe der Gäste, die bewundernd und erregt das Schauspiel des Feuerwerks genossen. Er lächelte spöttisch.

Wenn sie jetzt wüßten, daß er hier in Sanssouci in der Dunkelheit auf Ilsabe von Seydlitz wartete.

Ob sie kommen würde?

Oh, es war eine Kühnheit von ihm gewesen, sie hierher zu bestellen, er wußte es wohl.

Da stand er mit einmal ganz still.

Ein feines Rauschen und Knistern hinter ihm. Ein süßer Duft.

Er wandte sich um.

„Ilsabe — Komtesse —"

Sie stand vor ihm wie ein Elfenwesen, das hier in diesem märchenhaften Park zu Hause war. Ihr Gesichtchen schimmerte hell durch die Dunkelheit. Er sah das Glänzen ihrer Augen. Ein starkes, erschütterndes Glücksgefühl durchströmte ihn. Sie war gekommen!

Stumm stand sie da. Im Innersten selbst verwundert, daß sie hier war. Daß dieses möglich war: Sie und Köckeritz beieinander in der Heimlichkeit dieses einsamen Laubenganges!"

„Komtesse, ich habe Sie nicht vergessen können — seit damals, als Ihr Reifen mir über den Kopf flog. Wissen Sie noch?"

Ein kleines Lachen flog über ihr Geſicht.

„Oh — ich weiß —“

Ihre Stimme zitterte ein wenig.

„Komteſſe — wiſſen Sie, für wen das Liedchen beſtimmt war, das ich heute ſang?“

Sie nickte ſtumm.

Ihr war ſo wunderlich ſelig zumute. Sie hätte weglaufen können vor Angſt, und doch konnten ſich ihre Füße nicht rühren, und doch mußte ſie immerfort zu ihm aufſehen, deſſen Bild ſo oft durch ihre Träume gegaukelt war.

„Wiſſen Sie auch, daß man mich den tollen Köckeritz nannte?“

„Ich hörte davon.“

„Und Sie haben doch Vertrauen zu mir?“

Da ſagte ſie kindhaft und voll fremder Zärtlichkeit:

„Ja, Sie werden mir nichts Böſes tun — das weiß ich gewiß.“

„Ilſabe!“

Die Einfachheit ihrer Worte ergriff ihn. Er fühlte erſchüttert: Hier gab ſich ihm keuſche, reine Jugend hin unter dem Zwang einer ſchickſalshaften Macht. Dies, was ihm hier vertrauensvoll entgegengebracht wurde, war etwas Heiliges, Hohes, etwas ſehr Schönes, wie es den Menſchen ſelten beſchert wird.

„Nein, Ilſabe — der tolle Köckeritz hat ſeine Wildheit verloren, ſeit er Sie ſah. Ilſabe — ich habe Sie ſehr lieb.“

Sie erſchauerte.

„Kleine, liebe Hofdame", ſagte er zärtlich.

Eine Welle heißer, banger Glückſeligkeit ging über ſie hin. Was ſie in einſamen Jahren in einem einſamen Hauſe heimlich ſo oft erſehnt hatte — hier ſtrömte es ihr endlich in brauſender, berauſchender Fülle entgegen: Liebe!

Und hilflos fühlt ſie das Brennen in ihrem Blut und den heißen Schlag ihres Herzens. Die große Stunde ihres Mädchenlebens war gekommen.

Köckeritz legte den Arm um ſie. Spürte die Weichheit ihres zarten Körpers und empfand feierlich: Es iſt alles Beſtimmung. Ich mußte der tolle Köckeritz ſein, um nach Potsdam verſetzt zu werden und hier die Erfüllung meiner tiefſten Sehnſucht zu finden. So treibt einen das Schickſal!

„Ilſabe — ſüße Ilſabe!"

Er zog ſie an ſich.

Sie wehrte ſich nicht.

Es war ein Traum. Einer von den ſchönen, berückenden Träumen, wie ſie wohl geheimnisvoll im Park von Sansſouci durch die Frühlingsnächte ſchweben.

In der Ferne klang noch immer Muſik. Ueber dem Himmel leuchteten die Feuergarben und Lichtfontänen des Feuerwerks wie fremde Wunder.

Leiſe flüſterte Köckeritz, ſich zu Ilſabe herabbeugend:

„Pſt, pſt, Madame,
Ein Kuß, Madame —
Von Ihrem Roſenmund —"

Da lachte ſie leicht und fröhlich auf.

„Muß das sein?"

Ernsthaft sagte er:

„Es muß. Es ist seit Jahrtausenden so vorgeschrieben."

„Ja — dann —"

Sie schmiegte sich wie ein Kind in seine Umarmung. Ihre Lippen standen ein wenig geöffnet, bereit, das Wunder des ersten Liebeskusses zu empfangen. Er sah das rote Blühen ihres Mundes, der zuckend auf die Erfüllung wartete.

„Ilsabe — mein Frühlingswunder!" rief er leidenschaftlich aus.

Ein verklärtes Lächeln lag in ihrem hellen Gesicht.

„Mein Märchen von Sanssouci."

Er küßte sie.

Küßte sie mit der heißen Inbrunst einer tiefen, wahrhaften Liebe, die unauslöschlich ist. Erschauernd empfand sie die Glut dieses Kusses, der wie eine Flamme ihr Blut entzündete. Ihr war, als wache ihre Seele wie aus einem Traume auf.

Wie ein kleines, banges Seufzen ging es durch ihr ganzes Sein — dann warf sie die Arme hoch und schlang sie um seinen Hals.

„Du — du —", murmelte sie und schloß die Augen.

„Ilsabe, ich werde dich ewig lieben."

Immer wieder strömten seine Zärtlichkeiten über sie hin mit einer berauschenden Innigkeit. Und Ilsabe stammelte erlöst und beglückt:

„Nun — gehöre ich dir —"

In der Ferne praſſelten die letzten Raketen vor dem ſternenbeſtickten Vorhang des nächtlichen Himmels. Die letzten roten, blauen, grünen Funken ſanken in langen Kurven zur Erde.

Die ſtraffen, kriegeriſchen Takte des Hohenfriedberger Marſches klangen fröhlich als Abſchluß des Feuerwerks durch die Nacht.

Zwei Menſchen ſtanden unterm Himmelszelt, die Hände zum Abſchied ineinander verſchlungen, ſich Treue und Nievergeſſen ſchwörend, wie es Tauſende vor ihnen getan und Tauſende nach ihnen tun würden.

11. Kapitel

Tage waren vergangen — —.

Die Gräfin Radziwill schlief im linken Flügel des Schlosses. Sie hatte zwei Zimmer für sich, ebenso wie die Schwechten. Gleich neben dem Appartement der Radziwill lag das Zimmer der Ilsabe Seydlitz. Wenn sie zum Fenster hinausschaute, sah sie in ein Rondell des Parks, in dessen Mitte eine schöne, zierliche bronzegebildete Bogenschützin unter den geschweiften Kronen von dunklen Eiben in die Ferne zielte. In den zarten Zügen war ein Lächeln, als solle der Pfeil gegen das Herz eines geliebten Mannes als Beute abgehen.

Auch die Radziwill konnte dieses bronzene Intermezzo von ihrem Fenster aus sehen — sie sah es oft — und oft war sie in die Hülle der nackten, ebenmäßig-schlanken Schützin geschlüpft und hatte geträumt, es wäre das Herz des Hauptmanns Köckeritz, auf das sie zielte.

Aber nun war Nacht.

Und die Nacht war warm und verlockend.

Ilsabe saß in dem hochlehnigen, gepolsterten Sessel am offenen Fenster. Sie hätte wohl längst schlafen müssen — denn es war spät — aber das Bett war unberührt, und Ilsabe saß in ihrem weiten, faltenreichen, duftenden Kleid da, als dächte sie nicht an Schlaf.

Sie dachte gewiß auch nicht daran. Sie träumte in die Dunkelheit hinaus und wartete auf das Schlagen der Uhr der Nikolaikirche.

Alle Viertelstunde kam ihr heller, dröhnender Ton deutlich durch die Nacht. Zuweilen war auch das Gebrumm des Stadtwächters zu hören, der in der Klarheit der nächtlichen Stunde die Zeit in lauten Versen ausrief, daß der Wind sie mitnahm und weithin trug.

Ilsabe zuckte leise zusammen.

Eben dröhnten die Glocken von der Stadt her und riefen die neue Stunde aus.

Sie lauschte dem letzten Schlag nach, dann erhob sie sich. Ein flatternder, raschelnder Spuk in der Finsternis des Zimmers.

Sie preßte die Hand auf das Mieder, als ob sie damit das laute Klopfen des Herzens verdecken könnte, das doch nur in ihrem eigenen Blut widerklang.

So stand sie eine Weile.

Dann huschte sie zur Tür. Mit unendlicher Vorsicht öffnete sie diese und stand wieder eine Weile lauschend auf der Schwelle.

Unnötige Vorsicht. Natürlich schlief die Gräfin Radziwill längst. Und bis zur Seitentür im Flügel, die ins Freie führte, waren es nur wenige Schritte.

Ilsabe glitt den Flur entlang, den Schlüssel in der Hand.

Ein kaum hörbares Knirschen im Schloß. —

Sie stand in der frischen Nachtluft. Ein leises Rauschen war in den Bäumen, wie eine feine, klingende Melodie.

Ilsabe veratmete im Schatten. Ein verschlafener Vogel zirpte im Geäst.

Sie lauſchte wie ein Wild nach links und rechts und glitt dann einige Schritte weiter. Horchte von neuem.

Schritte weit hinten neben der Terraſſe. Die Schloßwache!

Ilſabe lächelte vor ſich hin und lief dann in den nächſten ſchmalen Laubengang hinein, der ſich weiterhin zum Park öffnete. Nur das leichte Raſcheln des Kleides ſtand in der Luft. Dann verhuſchte es in der Weite der Nacht.

Hoch und flimmernd leuchteten die zahlloſen Sterne am Himmel.

Kleine Ilſabe, was hat die Liebe aus dir gemacht? Wie oft biſt du ſchon um dieſe Stunde aus dem Zimmer geſchlüpft in die Stille des Parks? Wohin geht dein Weg? Wer wartet auf dich um dieſe Zeit, da Sansſouci und ganz Potsdam im Schlummer liegt?

Kleine Ilſabe — wohin treibt dich dein Herz? —

Gräfin Radziwill wachte aus leichtem Schlaf auf.

„Du — Lieber —"

Sie hielt die Arme noch ausgeſtreckt, als ſie munter wurde, und ſie erreichten die Traumgeſtalt des Hauptmann Köckeritz nicht mehr, um ſich ihm um den Hals zu ranken. Mit einem Seufzer ließ die Gräfin die Arme ſinken und richtete ſich auf.

Welch törichter Traum! Und dennoch — welch ſchöner Traum! Wenn Träume Wirklichkeit werden könnten, dachte ſie, ſo hätte ſie jetzt die Erfüllung ihrer tiefſten Wünſche erreicht.

Sie wandte den Kopf dem halboffenen Fenſter zu, durch das die herbe, würzige Nachtluft ungehindert ſtrömte, da die Zimmer im Erdgeſchoß lagen. Daß ſelbſt im Traum ihre Seele nicht den Köckeritz und das, was einmal flüchtig geweſen war, vergeſſen konnte! Ein bitteres Lächeln umſpielte ihre Lippen.

Sollte wirklich jene Zeit nicht wiederkommen? Jetzt, da er wieder in ihrer Nähe lebte? Sollte wirklich nicht mehr möglich ſein, was ihr eben ein Traum vorgegaukelt hatte?

Ein mattes, ſehnſüchtiges Lächeln grub ſich um den herben Mund.

Aber plötzlich erſtarrte dieſes Lächeln und war wie feſtgefroren. Eine Geſtalt glitt am Fenſter vorbei — ein heller Schatten — ein ſommerliches Frauenkleid —, und kaum, daß es vorüber war, wußte die Radziwill auch mit dem hellſichtigen Inſtinkt einer Frau, die klug und ſchnell zu beobachten verſteht, wer jener Schatten geweſen war.

Ilſabe von Seydlitz!

Einen Augenblick lang war ihr, als müßte dies unmöglich ſein. Aber es war kein Zweifel daran, daß ſie richtig geſehen hatte.

Heiße Gedanken wirrten mit einemmal durch ihren Kopf. Was konnte Ilſabe, die jüngſte Hofdame, um dieſe Zeit noch draußen zu ſuchen haben?

Seltſam war das.

Lockte ſie die warme, duftende Nacht? Junge Mädchen waren oft ſo romantiſch und ſchwärmten im Mondſchein.

Vielleicht auch wandelte sie im Schlaf? Man hatte schon von sonderbaren Fällen gehört. Ja — oder was sonst? Plötzlich hakte sich da, während die Gräfin Radziwill nun schon eine ganze Weile, im Bett aufgestützt, sinnierte, ein anderer, böser Gedanke hinter ihrer Stirn fest. Ein Gedanke, der ihr das Blut schneller und heißer durch die Adern jagte.

Mit einem Ruck richtete sie sich steifer auf — schob dann langsam die Decke zurück und stieg zögernd aus dem Bett. Es war, als triebe eine fremde Macht sie dazu, sich anzukleiden. Im Finstern, mit bebenden, tastenden Händen, die nicht immer die richtigen Oesen und Knöpfe trafen.

Es dauerte eine geraume Weile, manchmal hielten die Hände inne, dann aber hantierten sie wieder um so eifriger. Nun noch schnell den Mantel über die Schultern geworfen!

Wenige Minuten später war auch die Radziwill im Freien. Ein leichter Schauer flog über ihren Körper — man war wohl doch nicht mehr jung genug, um die Nachtluft zu vertragen.

Was wollte sie überhaupt draußen?

Hier warten, bis die kleine Komtesse wieder zurückkam, und sie fragen, was sie im Park getrieben habe? Wenn Ilsabe schlagfertig war, könnte sie dann wohl mit der gleichen Frage aufwarten.

Die Radziwill biß die Zähne leicht in die Lippen. Dann bog sie in einen der Parkwege ein. Man würde sich ja wohl noch in einer schlaflosen Nacht draußen ergehen können.

Es war eine matte Entschuldigung vor sich selbst. Denn

dieſer Gedanke — dieſer eine Gedanke von vorhin — hatte ſchon zu feſt Wurzel geſchlagen. Man mußte ſuchen — ſehen — forſchen —.

Spukhaft ſchimmerten hier und da vor dem Buſchwerk weiße Marmorweſen, von ſilbernem Mondlicht übergleißt. Irgendwo tropfte ein Springbrunnen. Man konnte ſich erſchrecken. Langſam, mit ſpähenden Augen, geſchärften Sinnen, ſchritt die Radziwill durch die verſchlungenen Wege. In dem Halbrund einer Hecke, an beiden Seiten von zwei Eibenkugeln begrenzt, leuchtete eine nackte Marmorgöttin mit zärtlich erhobenen Armen. Einen Augenblick lang dachte die Gräfin voll Eiferſucht: So muß Ilſabe ausſehen — ſo ſchlank, zierlich und fein. So iſt ſie.

Haß quoll in ihr hoch.

Haſtig bog ſie in einen Querweg ein. Und weiter ſpähten die Augen, horchten alle Nerven in die Dunkelheit.

Wie lange ſie ſchon ſo durch den Park wanderte? Sie hatte die Kirchenuhr einmal ſchlagen hören. Feſter zog ſie den Mantel um ſich. Es war wohl närriſch, noch länger hier herumzuſtreichen.

Da ſtutzte ſie.

Schritte? So federleicht ſie waren, ſo hörte ſie ſie doch wie das feine Geräuſch einer huſchenden Maus. Kleiderraſcheln!

Die Radziwill ſtand ſtill, atemlos und wie erlöſt.

Aus einem Seitenpfad kam eine helle, lichte, flatternde Frauengeſtalt.

„Oh —", flüſterte ſie, als ſie der Radziwill ſo überraſchend begegnete.

„Komteſſe Ilſabe?"

Die Gräfin hatte ſich vollendet in der Gewalt.

„Sie ſind echauffiert, Komteſſe?"

Nun ja, Ilſabe atmete haſtig. Sie war ſchnell gelaufen und hatte ein heißes Geſicht. Und in den Augen war ein Glanz, der nicht vom Mondlicht herrührte. Ein Ausdruck von Aufgelöſtheit war in den weichen, zärtlichen Mädchenzügen. Die Gräfin Radziwill blickte mit ſpitzen Augen in dieſes Geſicht. Aber da hatte ſich auch Ilſabe gefaßt.

„Ich — ich hab' mich erſchrocken, Sie hier ſo plötzlich zu ſehen, Gräfin."

„Das kann ich mir wohl denken", ſagte dieſe zweideutig mit einer brüchig-ſcharfen Stimme. „Aber darf man fragen, welcher Grund Sie um dieſe Zeit noch in den Park getrieben hat, Komteſſe?"

„Kopfſchmerzen, Gräfin Radziwill. Oh, ſo dumme Kopfſchmerzen —"

Die kleine, ſanfte Stimme flatterte etwas unſicher.

„Ich konnte es nicht mehr aushalten. Da bin ich durch den Park gelaufen. Das hat mir wohl getan."

Sie ſchritten bereits die Wege zum Schloß zurück. Die Radziwill hatte einen dünnen Mund.

„So ſo — nun iſt's alſo wieder gut?"

Mit einer hellen, ſchwingenden Stimme ſagte Ilſabe:

„Ganz gut. Die ſchöne, duftende Stille im Park, die weiche Nachtluft —"

„Ja — ja — mir war auch nicht ganz wohl, Komteſſe, da haben wir alſo beide Ruhe im Park geſucht."

Sie lachte kurz und ungut auf.

Ilſabe blickte ſie ſchnell und ſcheu von der Seite an. Ein Unbehagen überkam ſie. Wie, wenn die Gräfin früher durch den Park gegangen und ihr — an einer andern Stelle begegnet wäre? Ihr nicht allein?

Nein, nein, man durfte nicht daran denken, was hätte geſchehen können.

Stumm ſchritten die beiden nun die letzten Terraſſen zum Schloß empor. Sie betraten den Flur des Seitenflügels.

„Gute Nacht, Komteſſe Seydlitz. Ich hoffe, daß ſie nun gut ſchlafen werden."

Ilſabe ſah in der Dunkelheit nur das Blitzen der Augen, fühlte eine kühle Hand flüchtig die ihre berühren.

„Ich wünſche Ihnen das gleiche, Gräfin Radziwill", flüſterte ſie.

Und war dann allein in ihrem Zimmer, deſſen Tür ſie haſtig verriegelte. Wenig ſpäter lag ſie in ihrem Bett, den Kopf in die Beuge des Armes gebettet. Nur ſchnell die Begegnung mit der Gräfin vergeſſen! Es war viel ſchöner, an anderes zu denken, an ein Geheimnis, das der Park von Sansſouci aufbewahrte und das nur zwei Menſchen kannten.

Mit einem glücklichen Lächeln um den Mund nahm ſie

dieſes Geheimnis mit hinüber in den Traum, der ſie gleich umfing.

Die Radziwill aber wartete vergebens auf Schlaf. Ihre Gedanken fanden keine Ruhe. Immer wieder formten ſie dieſe bittere, böſe Frage: „Sollte es möglich ſein? Sollte es wirklich möglich ſein — eine ſolche Kühnheit der kleinen Seydlitz — und des Köckeritz?!“

12. Kapitel

Der Sommer war da, und es war gewiß, daß er voll unerhörter Schönheit war.

An den Ufern der Havel blühten die wilden Roſen in Mengen, und die märkiſchen Kiefern ſtanden wie rieſengroße Kerzen da, ihren würzigen Duft ausſtreuend über die Welt des Havellandes.

Des Sonntags fuhren viele Boote über das Waſſer, mit jungem Volk angefüllt, voll Mädchengekicher und Luſtigkeit. Man fuhr zur Pfaueninſel hinüber, die mit ihren geheimnisvollen Winkeln die Potsdamer Jugend beſonders anlockte. Nirgends blühte der blaue, würzige Enzian ſo dicht und verwirrend wie bisher an den Schilfufern der Inſel, nirgends ſangen die Rohrdommeln ihr heiteres „Kärrekiek" ſo hell und unbeſorgt wie im Ufergeſtrüpp dieſes verwunſchenen Eilands, auf dem einſt im ſiebzehnten Jahrhundert der Alchimiſt Kunkel hauſte, um für ſeinen kurfürſtlichen Herrn, Friedrich Wilhelm, Gold in geheimnisvollen Retorten zu brauen.

Die Potsdamer wußten noch manch unheimlich-geheimnisvolle Geſchichte aus dieſer Zeit. Daß der Kunkel einen „Blutvertrag" mit dem Teufel geſchloſſen hätte und doch nicht das künſtliche Gold machen konnte und bei Nacht und Nebel über die Havel floh, mitten im Winter, um ſich dem Zorn des Kurfürſten zu entziehen. Und manches andere.

Ja, dieſe Inſel, die man damals Kaninchenwerder nannte, hatte ihren Spuk, ihre Romantik und ihre Märchen. Und

es war schön, an einem Sommertag oder -abend dort am Ufer zu sitzen und in das Havelland zu träumen.

Dieser Sommer war unerhört wundervoll.

So dachte Ilsabe von Seydlitz — so dachte Max von Köckeritz. Und sie mochten beide von ihrem Standpunkt aus wohl recht haben! —

Köckeritz lag mit einigen seiner königlichen Leibgrenadiere auf der Insel.

Geländeübung! Irgendwo drüben am Ufer lag das Regiment. Er war — Streifpatrouille! — hinübergerudert. Es war kein „Feind" zu finden gewesen, und so gab es eben eine Stunde Siesta im Uferschatten, was seinen Grenadieren ebenso recht war wie ihm. Man hatte die Gewehre zusammengestellt und es sich bequem gemacht. Die hohen Helme mit den königlichen Initialen an der Vorderseite blitzten im Sonnenlicht.

In der Ferne ragten die Kirchtürme von Potsdam in den violetten, warmen Himmel.

Köckeritz träumte vor sich hin.

Ah, dieser Sommer! Dieser Sommer einer süßen, heimlichen Trunkenheit und verbotenen Liebe!

Wie oft hatte er Ilsabe in diesen Wochen in den Armen gehalten und ihre roten, jungen, sehnsüchtigen Lippen geküßt. Oh, es war nicht immer so einfach gewesen, sich zu begegnen. Den forschenden Blicken anderer auszuweichen.

Sanssouci war ein Paradies für sich. Man mußte nachts über Mauern klettern, mußte sich in die Gefahr einer schlim-

men Entdeckung begeben, und Ilſabe mußte es wohl gut verſtehen, aus ihrem Zimmer im kleinen Schloß zu ſchlüpfen, daß niemand ſie hörte in der Stille der Nacht.

O ja — es gab mancherlei Gefahren zu beſtehen. Aber der Park verriet nichts. Er war der Schützer der Liebenden.

Köckeritz lachte hell auf.

Ach ja, das „Pſt, pſt, Madame" war wirklich ein Leitmotiv für ihre Liebe geworden. Man mußte leiſe, mußte vorſichtig ſein.

Und dennoch — ſchön, berückend ſchön waren dieſe heimlichen Sommernächte der Liebe! —

Er fuhr zuſammen.

Ueber das Waſſer tönte Trompetenſignal!

„Verdammt!"

Schon wieder. Schmetternd klang es von weither durch die Luft. Taterata — tah! Immer wieder! Signal zum Sammeln!

Zum Teufel, da hatte er hier drüben wahrhaftig die Zeit verträumt. Schon längſt hätte er wieder hinüber müſſen. Die Uebung war vorbei — der König rief ſeine Offiziere zur „Lektion".

Er ſprang auf.

Die Grenadiere eilten zu ihren Gewehren, ſtülpten die Helme auf — Ketten unter das Kinn — ein fatales Grinſen in den Geſichtern. Das war ja natürlich wieder eine dumme Geſchichte, aber ſchuld daran war doch ihr Kapitän. Der konnte die Sache ausbaden — o je! Würde ſich ſchon aus

der Affäre ziehen, der Herr von Köckeritz. War ja nicht auf den Kopf gefallen, der Herr Hauptmann!

„Allons, in den Kahn! Grenadiere, noch ſchneller!“

Man ſprang in das Boot.

Zurück zum Ufer.

Keine angenehme Sache, dieſe Verſpätung, dachte Köckeritz, der „Alte“ wird mir eine Mordsnaſe drehen. Viel Spaß, mein Lieber!

Natürlich, es gab eine Naſe.

Kopfüber ſchwang ſich Köckeritz auf den Gaul, den einer der Grenadiere behütet hatte, und ſauſte los.

Fridericus hatte ſeine „Lektion“ ſchon bald beendet. Ein kleiner Hügel war der Treffpunkt für die Offiziere geweſen. Seydlitz ſtand neben dem König, der, die Hände auf dem Rücken, in ſeiner kurzen, abgehackten Art den Herren ſeine Meinung über die militäriſche Uebung dieſes Tages „geigte“.

Er verzog keine Miene, als Köckeritz verſpätet ankam. Aber als er die Herren entließ, winkte er ihn zum Bleiben.

„Herr von Köckeritz, wenn Er ſo nachläſſig vorm Feinde iſt wie beim Rapport, wird Er's nicht weit bringen. Es iſt eine ennuyante Art der Dienſtauffaſſung.“

„Pardon, Majeſtät, ich hatte Patrouille auf dem Werder.“

„Entſchuldigt wird im Kriege nicht. Tut mir leid, Herr von Köckeritz, daß ich Ihm das ſagen muß.“

„Im Kriege hätte ich den Gaul zuſchanden geritten, um pünktlich zu ſein, Eure Majeſtät.“

„He? Gut! Werd' keine Affäre draus machen. Weiß, daß Er anſonſten ſeine Pflicht tut —"

Er kniff ein Auge zu und blinzelte ihn ſtreng an.

„Ich will nicht hoffen, daß dieſe Pflicht unter anderen Paſſionen leidet. Er hat kürzlich ein paar Verſe gemacht und vertont. Mir recht. Ein Lied über Sansſouci. Die Spatzen pfeifen's ſchon von den Dächern."

Das ſtimmte. Die Potsdamer kannten es bereits. Schlegel hatte dafür geſorgt, daß es bekannt wurde.

„Ganz paſſabel, Köckeritz. Es muß auch ſolche Dinge geben. Aber ich bitte mir aus, daß nichts Ernſteres dahinter ſteckt."

Sein Geſicht bekam etwas Finſteres, Drohendes.

„Verſtanden?"

„Befehl, Majeſtät!"

Köckeritz wurde ein wenig unbehaglich zumute. Herrgott, was hatte der König für ſcharfe, durchdringende Augen!

Graf Seydlitz war noch in der Nähe geblieben. Sein bärbeißiges Geſicht hatte einen leicht ironiſchen Ausdruck. Dem Köckeritz traute er nicht über den Berg. Ein tüchtiger Offizier — in Gottes Namen —, aber ein Windhund. Seydlitz hatte längſt vergeſſen, daß er ſelber einmal jünger geweſen war.

„Er denkt doch noch an das Verſprechen, daß Er mir ſeinerzeit gegeben hat?"

Des Königs Stimme klang ernſt und gemeſſen.

Es gab Köckeritz einen Ruck.

„Befehl!“

„Gut!“

Seydlitz lächelte kaum merklich. Aber auch etwas wie Neid, Mißgunst war in dem Ausdruck seines Gesichts. Dieser Köckeritz — wie er so dastand in straffer Haltung, den König um einen Kopf überragend, voll selbstbewußter Kraft und gespannter Schlankheit, das Gesicht wie das eines Römers, edel geschnitten, wie aus Bronze gegossen —, dieser Mann konnte wohl mit Leichtigkeit Frauen bezaubern und verführen. Dem fiel diese Art von Glück wohl in den Schoß.

Ein bitteres Gefühl stieg in Köckeritz auf, als er flüchtig zu Graf Seydlitz hinübersah. Teufel — wenn der dort ahnte! Eine schöne Geschichte würde das geben. Aber zum Henker, was konnte er dafür, daß die Köckeritz' arme Teufel waren und ihm letzten Endes nichts anderes als ein heißes Herz vererbt hatten!

Er riß sich zusammen.

Der König hatte den Degen, die Faust in den Korb geschoben, aufgestampft.

„Gut! Ich denk', der Herr von Köckeritz wird in Zukunft seine galanten Liedchen mehr für sich behalten. Au revoir!“

Ein schmales Lächeln stand um seinen dünnen, zusammengepreßten Mund. Das seltene Lächeln einer gnädigen Laune.

„Befehl, Majestät!“

Köckeritz machte kehrt, bestieg seinen Gaul wieder und preschte davon zu seinen Leuten.

Der König wandte sich an Seydlitz.

„Mit sechzehn Jahren hat der Köckeritz seine Kompanie bei Hohenfriedberg ins Feuer geführt wie ein alter Leibwachtmeister. War damals ein blutjunger Leutnant, einer meiner jüngsten. Bei Soor hat er mich selber aus dem Getümmel herausgehauen. Man darf so was nicht vergessen."

Es klang beinahe entschuldigend dem Grafen gegenüber, dessen militärische Strenge bekannt war.

„Die langen Friedensjahre haben ihn etwas verwildert. Aber genug davon. Apropos, Graf, das Neueste, was mir gestern einer meiner Geheimkuriere berichtete! Rußland und Oesterreich suchen Fühlung mit Frankreich. Es haben schon Verhandlungen stattgefunden. Maria Theresia kann Schlesien nicht verschmerzen. Minister Kaunitz ist ihr böser Geist. Und die große Katharina hat nicht vergessen, daß ich sie einmal die ‚Vielgeliebte' nannte. Seydlitz, am Horizont stehen Wolken."

Sein Gesicht sah wie eine Maske aus, verschlossen, hart, unerbittlich.

Seydlitz nickte leichthin:

„Preußen wird sich nicht fürchten, Majestät."

„Zum Teufel, nein. Seydlitz, wenn ich erfahre, daß sich das glorreiche Frankreich wirklich mit den beiden Unterröcken vereinigt —"

Er stockte einen Augenblick und stieß dann zornig hervor:

„— so schlagen wir los, eh' sie sich's besinnen! Die Attacke ist immer die beste Defensive gewesen! Schlesien geb' ich um keinen Preis der Welt mehr her. Schlesien gehört mir!"

Seydlitz nickte nur. Er wußte: Dies Jahr sechsundfünfzig hatte von Anfang an nach Krieg gerochen. Es lag etwas in der Luft.

„Kommt, Seydlitz, die Sonne meint's zu gut."

Sie ritten davon.

Ja, die Sonne brannte. Sie kannte nichts von Feindschaft und Bosheit. Sie liebte alle Welt und schien über Rußland und Oesterreich und Frankreich mit der gleichen Wärme, wie über Preußen und über Kaninchenwerder und Sanssouci mit seinen heimlichen Märchenträumen und süßen Liebesspielen.

13. Kapitel

Im „Pulverhorn" ging's ordentlich luſtig zu. Das war eine beliebte Kneipe, eine „Tabagie", in der außer den paar Handwerkern zumeiſt Militär verkehrte, vor allem die Grenadiere von der Leibgarde zu Fuß!

Vater Pieſicke, der Wirt, ein Kerl, der wie ein Faß ausſah, mit rotem, rundem Geſicht und liſtigen Aeuglein darin, kannte jeden ſeiner Gäſte bei Namen. Er ſchien die Gemütlichkeit in Perſon zu ſein, aber wehe dem, der in der Trunkenheit Stänkereien anfing. Den ſetzte er, und mochte es der längſte Grenadier ſein, mit ſeinen kurzen Armen und derben Fäuſten knallfall auf die Straße.

Aber das kam ſelten vor. Zumeiſt ging es ſo friedlich und gemütlich zu, wie es hier ausſah. Nirgends gab es ſo feine heiße Pellkartoffeln für einen Dreier wie hier, ſo feines engliſches Bier und eine ſo ſpritzige Weiße. Von den Salzheringen und gebackenen Plötzen ſchon gar nicht zu reden, deren Vorzüglichkeit jeder Leibgrenadier längſt kannte. An der Wand hinter der Theke hingen ſtets appetitliche Schinken, Würſte und Speckſchwarten, angenehm ſtinkende „Goldleiſten" und Backſteinkäſe leuchteten unter der Glasglocke. Und auch an ſüßen und bitteren Schnäpſen mangelte es nicht, die ſtanden in buntetikettierten Flaſchen auf dem Tiſch hinter der Theke, und Pieſicke ſelbſt war es, der ſie am häufigſten benutzte.

Ueber dem angenehm kühlen Schankraum hing eine nied-

rige, angeräucherte Decke. Denn seit fünfzig Jahren rauchten im „Pulverhorn" Grenadiere ihre Tonpfeifen mit einem Kanaster, der es in sich hatte. Seit fünfzig Jahren besoffen sich hier die Grenadiere des Abends nach dem täglichen Drill und amüsierten sich beim Witzeerzählen, Karten- und Würfelspiel und kriegerischen Erinnerungen. —

An diesem Sommerabend war die Bude wieder voll. Man hielt es in den heißen Kasernenstuben nicht aus, und der Durst schien unlöschbar zu sein. Da saßen sie an den Eichentischen, würfelten, krakeelten, tranken, die Haarbeutel gelockert, die Perücken verrutscht, die Westen aufgeknöpft. Unter den Tischen standen die Blechmützen. Manche von den Grenadieren hatten Urlaub für den Abend, manche hauten einfach „über den Zappen", da sie noch immer Durst hatten. Man kannte schon den Schleichweg in die Kaserne zurück über bestimmte Mauerwinkel, und wurde man doch geschnappt — egal, dann gab's drei Tage Kasten. Aber nun war man einmal beim Trinken, und da blieb man eben. Der Anis — der Korn — und Vater Piesicke schenkte keine Finkennäppchen aus, sondern ganz füllige Gläser — schmeckten zu gut, und das Bier noch besser!

„Mensch, Piesicke", schrie einer, „schließ die Tür zu und mach die Gardinen vor die Fenster — wenn jetzt 'ne Kontrolle vorbeikommt, sind wir aufjeschmissen. Mir schwant, als ob heute nacht der Köckeritz Dienst macht. Und der is nich von Pappe!"

Auch andere ermahnten den Wirt, die Tür zu schließen.

Wenn dann ein Offizier anklopfte, konnten diejenigen, die keinen Urlaubszettel hatten, immer noch durch die Hintertür über den Hof verschwinden.

Piesicke kratzte sich hinterm Ohr.

„Daß sich keiner abfassen läßt", schrie er, „und wenn er schon so dämlich ist, daß er sich nicht untersteht und sagt, er wäre bei mir gewesen!"

„Is doch klar!"

Er hatte nicht gern mit der Kommandantur zu tun und keine Lust, sich durch den Leichtsinn einiger Blauröcke — so gern er sie auch hatte — seine Tabagie schließen zu lassen.

Die Stimmung wurde fideler. Jemand begann, halb betrunken, zu singen.

„Treu ist die Soldatenliebe,
Treu wie Wasser in der Kiepe —"

Andere fielen begeistert ein. Schade, daß man keine Mädels bei sich hatte. Aber wenn auch der und jener seine Liebste besaß — um die Zeit hätte sich ja doch keine mehr ins „Pulverhorn" gewagt.

„Darum weine nicht, mein Kind,
Weil wir bloß Soldaten sind,
Soldat in Freud, Soldat in Leid,
Soldat in alle Ewigkeit!"

Und von allen Tischen her brüllte es im Chor:

„Soldat in Freud, Soldat in Leid,
Soldat in alle Ewigkeit!"

Ja, es stimmte schon. Wer einmal angeworben war und in der Montur steckte, der behielt sie zeitlebens. An Heiraten war nicht mehr zu denken. Seine Braut war das Gewehr, seine Familie das Regiment. Damit war alles erledigt.

Piesicke stand händeringend hinter der Theke und rief in den Trubel hinein:

„Aber so brüllt doch nicht so laut! Müßt ihr denn die Patrouillen mit Gewalt ins ‚Pulverhorn' rufen?"

Der Gesang brach ab. Natürlich — der Piesicke hatte recht. Es war Dummheit, solchen Krach zu machen um diese Zeit. Man wandte sich intensiver den Karten und Würfeln zu, und Piesicke hatte die Hände voll zu tun, die Gläser immer neu zu füllen und überall nach dem Rechten zu sehen. In einer Ecke hatten zwei junge Grenadiere bereits das heulende Elend. Junge, stramme Burschen, die erst vor einigen Monaten, aus Sachsen kommend, den preußischen Werbern in die Hände gefallen waren und das Heimweh noch nicht überwunden hatten. Nun hatten sie wieder mal mit Erfolg versucht, ihre Gefühle in Bier und Schnaps zu ertränken.

Einer der baumlangen Kerle trat hinzu und hämmerte ihnen ärgerlich die Hand auf die Schultern.

„Nu aber endlich aufgehört mit dem Flennen, Bomben

und Granaten! Ihr seid wohl ganz des Deibels! Wie soll 'n das erst werden, wenn ihr richtigen Pulverdampf zu riechen kriegt und die Musketenkugeln euch um die Ohren pfeifen? He? Kerls — Grenadiere saufen, aber sie müssen's auch vertragen! Piesicke — gib den Jungens mal 'n doppelten Lippentriller! Und wenn ihr noch heult, schmeiß' ich euch auf die Gasse, daß euch die Wache abführt und ihr morgen gassenlaufen könnt!"

Er rollte bedrohlich mit den Augen. Ein anderer rief lachend herüber:

„Laß se doch! Bei die beiden muß erst der letzten Troppen Bliemchenkaffee aus'm Korpus, bevor se richtige preußische Grenadiere werden!"

Die beiden Sachsen rissen sich zusammen und stürzten mit Todesverachtung den „Lippentriller", einen derben Schnapskrätzer, den ihnen Piesicke schnell brachte, in die Kehle. Es brannte wie höllisches Feuer, und man konnte über diese Art von Magenwärmer wohl für Augenblicke alles andere vergessen.

In diesem Augenblick hörte man draußen auf der Straße hastige Schritte. Unverkennbares Geräusch nagelbeschlagener Soldatenstiefel. Gleich darauf wurde an der Tür gerüttelt, die verschlossen war.

Es war im Augenblick mucksstill in der Wirtsstube. Ein Würfelbecher rollte klappernd gegen die Erde. Es hörte sich in der Stille scheußlich laut an, und es schien ewig zu dauern, bis der Becher und die Würfel zur Ruhe kamen.

Von draußen eine Stimme:

„Um Gottes willen, Pieſicke, mach' auf."

Der ſchlurfte zur Tür, die Ohren förmlich geſpitzt.

„Das is doch Kruſemann?" flüſterte er.

Von draußen:

„Natürlich, Menſch, mach' auf. Sonſt erwiſcht mir 'ne Patrouille."

Pieſicke drehte den Schlüſſel um. Durch den Türſpalt zwängte ſich energiſch und ſehr eilfertig ein Grenadier. Der Flügelmann des Bataillons, Kruſemann, ein Windhund und Bruder Leichtſinn von Format. Er hatte den Erſten und Zweiten Schleſiſchen Krieg mitgemacht, und die Narben in ſeinem Geſicht konnte man ſchwer zählen. Außerdem war er ein geborener Berliner.

Er drückte die Tür ſelber zu, ſchob den Riegel vor und atmete tief auf.

„Jott ſei Dank, Pieſicke, dat du noch auf hatteſt un ick den kleenen Lichtſchimmer durch die Jardine geſehn habe. Alſo, Kinder, janz ruhig. Hinter mir muß jetzt der Köckeritz kommen — hat woll Nachtkontrolle — und als ick mir beeile, um weiter zu kommen — ick hab' dich eijentlich wieder mal keen Urlaub! — latſcht vorn der Korporal Schmerwitz mit zwee Mann langſam um de Ecke. Der hat mir ſowieſo jefreſſen. Ick in de Zwickmühle — aber bevor noch der Köckeritz hinten um de Ecke biejt, ſeh ick hier Licht und wiſche rin."

„Puſt mal det Licht am Fenſter aus, Pieſicke", flüſterte

jemand, „denn sieht et doch von draußen janz duster aus."

Das Licht im Flaschenhals erlosch.

Krusemann grinste:

„Ick war nämlich so lange im ‚Grienen Frosch', an' Kanal. Der hat neues englisches Bier jekriegt. Wer soll ahnen, det heute so ville Nachtpatrouillen unterwegs sind."

Wieder klapperten draußen Schritte. Allerdings nicht so laut wie die derben Grenadierstiefel. Krusemann hatte sich hinter die Fensterecke gestellt und luckste hinaus. Jeder an den Tischen verhielt sich mucksstill.

Mit einemmal mußte Krusemann niesen. Es war ein Niesen, das wie der Einschlag einer Musketenkugel klang, und noch laut bis draußen hin zu hören war.

„Verdammt!" pfiff Piesicke wütend durch die Zähne.

Auf der Gasse zögerten die Schritte gerade vor der Tabagie. Aber nur einen Augenblick. Dann wanderten sie beschleunigt weiter.

Alle in der Wirtsstube atmeten auf. Krusemann erhielt ein paar derbe Püffe zwischen die Schultern.

„Mensch, beinah wär's schief gegangen!" „Putz dir dein' Jesichtserker beizeiten!" „Det kost 'ne Lage Magenwärmer!" so klang es halb lachend, halb ärgerlich durcheinander. „Wer war et denn?"

Krusemann grinste und trat in den Schein der Lichter im hinteren Teil der Stube.

„Wer soll et jewesen sein? Der Köckeritz natürlich."

Er rieb ſich die Hände.

„Mein Nieſen hat er ja wohl jehört. Da blieb er een Momang ſtehen, ick konnte ihn deutlich ſehen. Un denn hat er mit eenmal ſo vor ſich hinjeſchmunzelt, als er ſo jejen det Fenſter kiekte, hat den Mantelkragen noch höher gezogen un is weiterjeſtiebelt. Pieſicke, zehn Magenwärmer für die janze Stube!"

„Und wenn er nu nich jeſchmunzelt un weiterjeſtiebelt wäre?" fragte einer noch immer wütend.

Kruſemann grinſte ſo vor ſich hin.

„Kinder — der lief ja wie im Traum. Nee, ick jloobe nich, daß der rinjekommen wäre, un wenn wir hier ooch een' Mordsſpektakel jemacht hätten. Heute nich. So hab' ick ihm nämlich ſchon mal jeſehn, vorige Woche in eene Nacht, wo ick bei Sansſouci Wache ſchob. Er hat mir jar nich jedankt, als ick ſalutierte, un ſchob denn ſo am Tor vorbei —"

Pieſicke brachte den Schnaps. Kruſemann lachte leiſe auf.

„Nee, nee, Kinder — vor dem hätte ick heute jar keene Angſt zu haben brauchen. Ick wees, wo der heute hinjeht."

Neugierige Geſichter. Offene Münder.

„Na, wohin denn?"

„Jenau dahin, wo ick ihm neulich jeſehn habe, als ick ihm heimlich nachkiekte. Is doch een Mordskerl, der Hauptmann!"

„Menſch, red' nich ſo geheimnisvoll. Alſo wat war denn nu?"

Kruſemann klatſchte ſich mit der flachen Hand gegen die Bruſt, die er ſtolz vorwölbte.

„Det jeht ja nu nich, Kinder. Een richtiger preußiſcher Jrenadier verrät ſein' Hauptmann nich, mit dem er, als er noch kleener Leutnant war, bei Hohenfriedberg un Soor und ſonſtwo mang der öſterreichiſchen Kartätſchen ſpazierte. Det wär' ja jemein. Und ſo iſt der Kruſemann nich! Ick ſage bloß det eene: Der Hauptmann is een Mordskerl! Un ick wünſch' ihm viel Vergnüjen heute nacht! Proſt, Kinder — Jläſer hoch! Uff unſern Hauptmann!"

Alle tranken. Pieſicke war ſchnell zur Stelle, um neu zu füllen. Der Kruſemann ſchien ja heute gut im Zug zu ſein, das mußte man ausnutzen. Die Gaſtwirte der Welt ſind zu allen Zeiten in dieſem Punkte gleich geweſen.

Die Gemütlichkeit ſtellte ſich im Handumdrehen wieder ein. Die Würfel rollten, die Karten kniſterten, die Lichter ſchwelten, und mit pfiffigem Geſicht ſummte Kruſemann vor ſich hin:

„Treu iſt die Soldatenliebe,
Treu wie Waſſer in der Kiepe —"

Draußen durch die Nacht wanderte der Hauptmann Köckeritz. Den Kragen hochgeſchlagen, den Dreiſpitz etwas tiefer in die Stirn gezogen, als es ſonſt ſeine Art war. Und er hatte noch immer das leiſe Schmunzeln im Geſicht, wie es vorhin Kruſemann geſehen hatte, aber es war mehr ein ſtilles und frohes Lächeln.

Hell und groß ſtand der Mond am Himmel. —

Der Hauptmann behielt sein scharmantes Lächeln. Er hatte mit einem Male das Gefühl, daß es in Potsdam doch nicht so langweilig, steif und gedrechselt sein würde, wie er es sich vorgestellt hatte.

„Ja, die Damen werden verzeihen, Dienst ist Dienst. Aber ich hoffe, zu gelegener Zeit die Bekanntschaft oft erneuern zu dürfen. Königliche Hoheit, ich habe die Ehre —"

Er schwenkte, sich höflich verneigend, den Hut und schritt über den Rasen zum Weg zurück. Aber dort blieb er noch einmal stehen und sah zurück nach dem rosenroten Wunder, das da auf zierlichen, hohen Stöckelschuhen stand und, während die andern schon wieder ihre Reifen in die Luft schleuderten, mit einem verlorenen, scheuen Blick ihm nachschaute. Nun aber wandte sie sich hastig um.

Köckeritz straffte die schlanke, sehnige Gestalt.

Dienst ist Dienst.

Er ging schneller. Hinter einer Baumkulisse schon blühender Kastanien schob sich das Schloß hervor. Zwei weiße Windspiele, des Königs Hunde, standen gravitätisch auf der Terrasse, zu der einige breite Stufen hinaufführten.

Sie bellten kurz auf, als der Hauptmann sich näherte, und liefen dann in langen Gazellensätzen um das Schloß herum.

14. Kapitel

Wenzel Wuppdich richtete ſich in ſeinem Bett auf.

Mondlicht floß magiſch durch das Fenſter.

„Da ſpukt's wieder."

Er ſtieß ſeine Eheliebſte an. Aber auch die war ſchon munter. In ſolchen heißen Sommernächten war das Schlafen durchaus keine ſo einfache Sache wie ſonſt.

„Na?" machte ſie. „Wo ſpukt's denn?"

Er flüſterte: „Im Park. Aber vorerſt an der Mauer."

„Ach Gott — wieder einmal?"

„Wenn das nur gut ausgeht", meinte Wuppdich. „Ich bin natürlich ſtumm. Von mir aus mag der Köckeritz —"

„Pſt, Mann, nicht ſo laut."

„Mag er ſo oft nächtlicherweile über die Mauer klettern, ſoviel er will. Ich hab' nichts geſehen. Ich werd' mich auch hüten, rauszugehen und nachzugucken. Der weiß ſchon, warum er gerade hier vorbei paſſiert."

„Aber mit wem mag er bloß —"

„He, was regſt du dich auf deswegen? 's gibt genug Unterröcke im Schloß."

„Meinſt, daß er vielleicht die Prinzeſſin —"

„Manchmal biſt du eine rechte Gans."

„Pfui, ſchäm' dich!"

„Ich ſage ja bloß: Manchmal!" betonte Wuppdich ſanft und nicht ohne Zärtlichkeit. „Anſonſten biſt du das geſcheiteſte Geſchöpf auf der Welt."

„Pst —"

Am Fenster huschten vorsichtige Schritte vorbei. Einen Augenblick lang glitt ein hoher Schattenriß über die vom Mondlicht weiß lackierte Wandfläche.

„Jetzt ist er vorbei", flüsterte Wuppdich befriedigt.

Seine kleine Frau hatte angstvoll vor dem Schattenbild die Decke bis über die Nasenspitze gezogen. Nun wagte sie sich wieder hervor und spann ihre Mutmaßungen weiter.

„Oder die kleine Komtesse Seydlitz? Du? Freilich, ich könnt' mir gar nicht denken, so ein feines, zartes Wesen."

„Die Weiberchen sind alle gleich", erklärte ihr Eheherr und dachte an seine Grenadierzeit. Er hatte schon so seine bestimmten Gedanken. Natürlich, die blonde Komtesse! Daran gab's gar nicht zu zweifeln. Aber was ging es ihn an!

„Nun erreg' dich nur nicht, uns kann's doch egal sein."

„Ja — du! Und nachher passiert ein Unglück."

„Unsere Sorge, mein Kind. Schlaf' nur wieder ein."

„Aber ich hab's ja gleich gesagt, wenn der Köckeritz erst in Potsdam ist, nachher passiert was."

Wuppdich warf sich auf die andere Seite.

„Ich schlaf", brummte er. „Von mir aus soll sonst was passieren! Ich hab' jetzt keinen Dienst. Ich schlaf'! Gute Nacht, Anneliese!"

Er dröselte noch ein bißchen, dann bewies sein kräftiges Schnarchen, daß er wirklich keinen Dienst hatte. Seine Eheliebste aber dachte ärgerlich: Ja, so sind die Männer!

Ueberhaupt, wenn sie mal in des Königs Rock gesteckt haben. Die finden nichts dabei, wenn einem jungen, unvernünftigen Ding der Kopf verdreht wird.

Sie hatte ganz vergessen, daß sie sich seinerzeit von ihrem Wenzel auch sehr „den Kopf hatte verdrehen" lassen. Und wenn Wenzel Wuppdich, der ehemalige Leibgrenadier und nunmehrige Torverwalter von Sanssouci, noch wach gewesen wäre, so hätte er jetzt wohl gedacht: „Ja, so sind die Frauenzimmerchen! Wenn sie erst mal unter der Haube sind, nachher wollen sie ungeküßt ins Ehebett gestiegen sein und gönnen keiner Jungfer einen Liebsten. —

Köckeritz schlich im Schatten der Büsche und Bäume hin. Er kannte alle Wege schon längst. Und er hatte längst das Gefühl für die Kühnheit dieser Stelldicheine im Park verloren. Wo anders sollte er denn sonst Ilsabe treffen? Potsdam hatte tausend Ohren und Augen. Und die Liebe kannte keine Gefahren. Liebe ist rücksichtslos und ohne Ueberlegung. Liebe denkt nur an sich.

Und diese Sommernächte des Jahres 1756 waren vielleicht besonders heiß und gefährlich. Vielleicht lag es daran, daß der glühende Atem kommender Ereignisse seinen Hauch schon vorausschickte in diesem Sommer. —

„Ilsabe —"

In einem der kleinen Pavillons, sehr weit vom Schloß entfernt, trafen sie sich. Heimliches, gefährliches Versteck zweier Liebenden. Von Rosen und wildem Wein umrankt.

Atemlos war Ilſabe in die Arme des Geliebten geſtürzt.

„Daß ich bei dir bin!“

Er küßte ſie, immer wieder von neuem berauſcht und erſchüttert von der Leidenſchaftlichkeit ihrer Liebe.

„Was haſt du nur? Du zitterſt noch.“

„Daß ich bei dir bin! Nun iſt's wieder gut.“

Er lächelte verſtehend. „Angſt?“

„Die Nacht iſt ſo hell. Als ich aus dem Schloſſe huſchte, war mir, als folge jemand.“

„Dein Schatten, Liebſte.“

Sie ſchmiegte ſich an ihn. Nun ſchlug ihr Herz ſchon ruhiger. Ihre Hände rankten ſich um ſeinen Arm, ſo faß ſie gern, wenn ſie bei ihm war. Dicht angelehnt an ſeine Schulter, in den Schutz ſeiner Kraft gedrängt.

„Als ich das letztemal von dir ins Schloß zurückging, hatte ich eine Begegnung. Sie hätte — vielleicht — ſchlimm auslaufen können. Seit damals hab' ich Angſt.“

„Noch immer?“ lächelte er.

„Wenn ich bei dir bin, iſt ſie weg“, ſagte ſie mit leiſem Lachen.

„Und was war das nun für eine Begegnung, Ilſabe?“

„Die Gräfin Radziwill.“

„Nein.“

„Doch, Liebſter. Ich erſchrak furchtbar. Oh, ich mag nicht an die Minute denken.“

„Sonderbar.“

„Aber ich faßte mich gleich. Ich glaube, etwas von deiner

Stärke iſt ſchon in mir, Liebſter. Ich ſagte, ich hätte Kopfſchmerzen gehabt und es im Bett nicht mehr ausgehalten. Oh, eine richtige Lüge, und ich glaube, ich ſah in dieſem Augenblick auch ſehr elend und leidend aus. ‚Ja, ja, die Sommernächte‘, ſagte die Gräfin, ‚Sie ſind zu zart, Komteſſe, und nicht mal ein Tuch haben Sie um die Schultern gelegt. Sie ſind ſehr leichtſinnig. Sie ſagte das ſo mit ihrem ſeltſamen Lächeln und kam dann ſchweigend mit mir bis zum Schloß. Ich war heilfroh, als ich in meinem Zimmer war.“

Köckeritz war nachdenklich geworden.

Die Gräfin alſo wanderte auch nachts durch den Park! Ein Glück, daß ſie nicht ihm begegnet war, es hätte ſchlimmer auslaufen können.

Er hatte in den letzten Wochen öfter Gelegenheit gehabt, mit der Gräfin in Berührung zu kommen, und er hätte nicht der tolle Köckeritz, der Frauenkenner ſein müſſen, um nicht zu merken, daß ſie ihm ſehr gewogen war. Er hätte nur zuzugreifen brauchen, um das „Glück“ zu haben, ihr Geliebter zu ſein.

Aber er hatte getan, als ſähe er das Feuer ihrer Augen nicht, als fühle er nicht die Berührung ihrer Hand, die zuweilen wie zufällig im Eifer der Unterhaltung ſeinen Arm ſtreifte. Oh, er kannte die Liſten der alternden Frauen, die noch jung und begehrenswert ſein wollten.

Dies alles war ein ſtummes Spiel, ein heimliches Werben geweſen. Aber er wäre ſich als ein Schuft vorgekom-

men, wenn er dem leisen Wink dieser Frau gefolgt wäre. Ein Schuft an Ilsabe.

Nein, die Zeit des bedenkenlosen Leichtsinns war vorüber. Und es war gut so, daß Ilsabe in ihrer Unschuld nichts von all dem wußte.

Ob die Gräfin etwas ahnte von dieser heimlichen Liebe?

Sie gehörte zu jener Art von Frauen, die man nicht so leicht durchschaute. Die Herbheit, die Verschlossenheit der Prinzessin war in ihr, gepaart mit der dunklen Leidenschaft einer unbefriedigten Seele. Nein, sie konnte nichts ahnen. Es war ausgeschlossen. Diese Begegnung mit Ilsabe mußte ein Zufall gewesen sein.

Er zog sie näher an sich.

„Mein kleines Vögelchen. Ein dummer Zufall war es, nichts weiter."

Sie seufzte leise. Er sagte gedämpft:

„Ich gäb' was drum, wenn ich dir so gefährliche Heimlichkeiten ersparen könnte. Aber wie? Wie?"

„Ich bin ja glücklich", flüsterte sie.

„Daß ich auch so ein armer Teufel sein muß. Dein Vater würde mich für verrückt halten, wenn ich ihn bäte — er hält sowieso nicht viel von mir."

„Laß doch, du! Ich hab' dich ja, so oder so."

„Man muß warten, warten! Auf Beförderung! Seine Majestät hat mir's in Aussicht gestellt. Aber da müßte schon ein Krieg kommen."

„Nein, nein", stammelte Ilsabe angstvoll. Und mit leiser,

weicher, kindlicher Stimme, in der all der Zauber ihres Wesens sich preisgab, fügte sie hinzu:

„So, wie es ist, ist es schön."

„Und du willst geduldig warten?"

„Was könnte es Schöneres geben, als auf den Tag zu warten, da ich einmal ganz dein eigen sein darf?"

„Ilsabe!"

Am liebsten hätte er es laut hinausgeschrien im Uebermaß seines Glückes, in den sanften Traum dieser Sommernacht, der voll war vom Duft der Rosen und der Süße einer unerhörten Liebesseligkeit.

„Ich liebe dich unendlich, Ilsabe. Wie arm ist die menschliche Sprache für den Reichtum, die berstende Fülle des Gefühls, das ein Mensch in sich tragen kann!"

„Man muß es ja nicht mit Worten sagen", flüsterte sie lächelnd.

„Sondern?"

Sie bot ihm den Mund.

Da preßte er sie an sich.

„Küß mich, daß ich verbrenne", stammelte sie. „Küß mich, daß ich nie mehr Angst habe um dich, küß mich, daß mir das Herz zerbricht."

So flüsterte die kleine Ilsabe, so groß und verwirrend heiß war ihre Liebe zu dem Mann, den ihr das Schicksal bestimmt hatte in einer Frühlingslaune.

Köckeritz preßte das Gesicht in die duftende, blonde Fülle ihres Haares, dessen Duft ihm geheimnisvoller als die tief-

ſten Rätſel des Weltalls zu ſein ſchien. Er ſuchte mit brennenden Lippen ihren zuckenden Mund und ſpürte die tiefe, inbrünſtige Hingegebenheit ihrer jungen Seele in ihren Küſſen.

Mir gehört ſie, ſchlug ſein Herz im raſenden Taumel dieſer roten Stunde. Mir gehört die Schönſte, mir gehört die Jugend, gehört das Glück! Ein armer Teufel? Nur ein Offizier Seiner Majeſtät? Ich bin der reichſte Menſch der Welt, bin ein König unter Königen und tauſche mit niemand.

Er lachte leiſe wie in Verzückung. Es klang lauter in die Nacht hinein, als es gut war.

„Vögelchen, kleines — Märchen von Sansſouci —, wie klingt dein Herz?“

„Ich liebe dich!“

„Wie ſingt dein Blut?“

„Ich liebe dich!“

„Wie glänzen deine Augen? Wie glüht dein Mund?“

„Immer nur: Ich liebe dich!“ flüſterte ſie leidenſchaftlich an ſeinem Munde.

„Ilſabe — Ilſabe!“

Die Nacht ſchlug ihren ſamtblauen Mantel um ſie, und ein leiſer Wind wehte wie ein Echo ihrer Worte durch den ſtillen Park; es war, als trüge er den einen Namen frohlockend durch Gebüſch und Blumen und Baumwipfel wie ein geheimnisvolles Loſungswort:

„Ilſabe!“

Da war plötzlich ein Kniſtern vor dem Pavillon. Leiſe Schritte.

Das feine Rauſchen eines leichten, ſeidenen Gewandes. Köckeritz löſte ſich aus der Umarmung.

Mit einemmal ganz wach und angeſpannt in die Dunkelheit lauſchend. Die Augen ſcharf wie die eines Tieres auf der Lauer.

Sein Geſicht ſah hartgemeißelt aus. Erſtarrt in dumpfer Erwartung.

Ilſabe klammerte ſich an ihn.

„Da iſt jemand", murmelte ſie faſt lautlos.

15. Kapitel

Im Eingang des Pavillons ſtand eine Frauengeſtalt. Aus ihrem verſchatteten Geſicht blitzten die Augen.

„Hier alſo“, ſagte ſie. Ihre Stimme klang ſchneidend. „Ich ahnte es.“

Sie trat näher. Nun wurde ihr Geſicht deutlicher. Es ſah blaß und verzerrt aus.

Köckeritz ſtand hoch und aufrecht, ohne ſich zu rühren. Ilſabe hielt er mit ſtarkem Arm an ſich gepreßt. Er fühlte ihr heftiges Zittern.

„Es iſt infam!“

Da ſagte Köckeritz mit gewaltſamer Ruhe:

„Liebe iſt niemals infam, Gräfin Radziwill.“

Sie blickte ihn höhniſch an.

„Anſichtsſache, Herr von Köckeritz. Jedenfalls — die Situation ſagt ja genug.“

Da rief Ilſabe verzweifelt aus:

„Wir lieben uns, Gräfin. Es war vielleicht unrecht, uns hier zu treffen. Aber bedenken Sie —“

Die Gräfin machte eine ablehnende Handbewegung, die Schweigen befahl. Mit ſchneidender Schärfe ſagte ſie:

„Ich bedenke, daß Sie noch ſehr jung und unerfahren ſind, Komteſſe, und daß Sie wohl doch nicht die Eignung für eine Hofdame haben, die dieſe bevorzugte Stellung verlangt.“

Köckeritz biß die Zähne in die Lippen. Eine nette Ge-

ſchichte war das! Nur zu deutlich ſah er den Haß in der Gräfin Geſicht. Sie hatte er verſchmäht, und mit der kleinen Komteſſe gab er ſich ein Stelldichein! Es war der Haß auf die Jugend, auf die Schönheit, der in ihr wühlte.

„Wie Sie, Herr von Köckeritz, um dieſe Zeit in den Park kommen, das werden Sie wohl Seiner Majeſtät erklären müſſen."

„Natürlich", antwortete er ruhig. „Haben Gräfin ſonſt noch Fragen an mich?"

Es klang gelaſſen, ohne Furcht.

„Danke!"

Er neigte kaum merklich den Kopf. Was gab es hier noch viel zu reden? Die Sache war ſowieſo verloren, und es widerſtrebte ihm, die Gräfin um Pardon zu bitten.

Die ſagte eben ironiſch:

„So alſo ſehen die Kopfſchmerzen einer Komteſſe aus. Kommen Sie, Ilſabe von Seydlitz!"

Köckeritz griff noch einmal ſchnell nach ihrer Hand.

„Mut, Ilſabe! Hier hilft nur Mut! Es gibt gefährlichere Situationen als ein entdecktes Rendezvous! Ich ſtehe zu dir!"

Sie blickte ihn groß und vertrauend an.

„Ich habe Mut!"

Köckeritz ſchritt an der Gräfin vorbei. Sie ſah mit halb zuſammengekniffenen Augen zu ihm auf. Der Narr! Warum bat er nicht um Gnade? Noch in dieſem Augenblick wäre ſie bereit geweſen, Gnade für Recht ergehen zu laſſen, wenn

er vor ihr niedergefallen wäre. Aber er hatte den Stolz im Nacken! Er war ein Narr!

Nun gut — er würde fühlen, was dieſer Stolz wert war.

Hochmütig wandte ſie den Kopf zur Seite.

„Kommen Sie, Komteſſe —"

Schweigend ſchritt dieſe neben der Gräfin durch den ſtillen Park dem Schloß zu. Dort erſt ſagte dieſe kurz:

„Sie bleiben morgen auf Ihrem Zimmer."

Ilſabe neigte ergeben den Kopf. —

Am nächſten Vormittag ließ ſich die Gräfin Radziwill bei der Prinzeſſin Amalie melden. Sie hatte die Nacht vollkommen ſchlaflos verbracht. Gekränkte Fraueneitelkeit, geſteigert bis zu Zorn und Haß, hatte ihre Seele durchwühlt.

Zum zweitenmal getäuſcht zu werden, überſehen, vielleicht noch heimlich und ironiſch belächelt, wo ſie ihre Gefühle ſelbſt allzu freimütig verraten hatte — das ertrug eine Gräfin Radziwill nicht.

In dieſer Nacht hatte ſie abgeſchloſſen mit jeder Hoffnung auf ein ſpätes Glück. Sie hatte reſigniert. Aber dafür war der Haß in ihr gewachſen. Haß gegen die Jugend, die ſich bedenkenlos ein Glück nahm, wie es ihr gefiel, Haß gegen Ilſabe, die mit ihren ſiebzehn Jahren das Herz des Hauptmanns Köckeritz wie im Spiel erobert hatte, Haß gegen Köckeritz, dem ſeine Leidenſchaft zu dieſer kleinen Komteſſe ſo weit brachte, daß er ſogar ſeine Hauptmanns-Treffen für eine Stunde geſtohlenen Glücks aufs Spiel ſetzte.

Ihn vernichten! Ihn und Ilſabe! Dieſer Gedanke ließ ſie nicht mehr los. Es mochte nicht gerade — anſtändig ſein, aber war Köckeritz zu ihr anſtändig geweſen? Schnell hatte ſie alle aufſteigenden Bedenken beiſeitegeſchoben.

Und nur der Haß blieb!

Der Haß einer enttäuſchten Frau. —

Ein Lakai erſchien im Vorzimmer, wo die Gräfin wartete.

„Ihre Hoheit läßt bitten —“

Eine Minute ſpäter ſaß Gräfin Radziwill der Prinzeſſin gegenüber.

„Nun, liebe Gräfin? Sie haben etwas Beſonderes auf dem Herzen, daß Sie ſich ſo dringend melden ließen? Ich werde mich freuen, Ihnen gefällig zu ſein. Wollen Sie verreiſen?“

Die Radziwill gab ſich einen Ruck. Das freundlich lächelnde Geſicht der Prinzeſſin Amalie war ihr unangenehm.

„Nein, Hoheit — es iſt etwas ganz anderes, und ich muß im voraus um Verzeihung für die Unannehmlichkeit bitten, die ich mit meinem Bericht bereiten werde. Aber ich bin leider verpflichtet, Meldung zu machen. Meine perſönlichen Gefühle müſſen da ganz ausſchalten, wo es ſich um die reine Luft von Schloß Sansſouci handelt.“

Die Prinzeſſin war ernſt geworden. Ihr herbes Geſicht hatte einen Ausdruck verhaltener Erwartung.

„Bitte?“ ſagte ſie nur.

„Es iſt in dieſer Nacht hier etwas Schlimmes paſſiert,

und es war nicht das erstemal. Hoheit haben geirrt, als Hoheit glaubte, die Komtesse Seydlitz wäre im Hofdienst geeignet —"

Gräfin Radziwill hielt eine Sekunde inne, da sie das Aufblitzen in den Augen der Prinzessin bemerkte.

„Sprechen Sie weiter", klang es kühl.

Merkwürdig, wie das Gesicht der Prinzessin nun dem „Dienstgesicht" ihres großen Bruders ähnelte!

Die spitze Zunge der Radziwill glitt über die Lippen. Ihr Blick glühte auf zwischen den Schattenrändern der Augen. Die Hände zupften erregt an den Falten des Kleides. Fast zischend stieß sie hervor, und es war wie das Fauchen einer Katze:

„Diese Nacht ist wieder der Hauptmann Köckeritz über die Parkmauer geklettert und hat sich mit der Komtesse Ilsabe im Pavillon getroffen."

Da war es heraus.

Die Prinzessin saß sehr steif. Kaum merklich zitterte es um ihren Mund. Ihre Augen blickten die Gräfin groß an, und es war sicher, daß sie in diesem Augenblick der Radziwill tief in die Seele hineinsah. Sie spürte es — aber sie hielt dem Blick stand. Ein schmales Lächeln zitterte in ihrem Gesicht.

„Sie werden das beweisen können?" sagte die Prinzessin mit gewaltsamer Ruhe.

„Ich — war dabei", antwortete die Radziwill laut, „und ich war empört."

„Sprechen Sie!“

Die Gräfin begann zu erzählen. Ein ganz feines Flattern war in ihrer Stimme, aber es verlor ſich wieder, und die Worte wurden hart, beſtimmt und grauſam.

„Ich hatte es ſchon lange geahnt, Hoheit. Aber dieſe Nacht hat mir erſt die Gewißheit gebracht.“

Die Falten um ihre Mundwinkel vertieften ſich.

Nun plätſcherte das Zünglein.

Still und ſteif ſaß die Prinzeſſin und hörte zu. Kein Menſch hätte ſagen können, was hinter dieſer hohen und klaren Stirn vorging.

Das Zünglein ſtockte mählich — und ſchwieg ſtill.

Es war geſagt, was der Haß zu ſagen ſich vorgenommen hatte.

Und danach war ein Schweigen.

Prinzeſſin Amalie ſagte langſam:

„Ich danke Ihnen, Gräfin. Es tut mir leid um die kleine Komteſſe. Junges, verführtes Blut. Ich hätte das nicht gedacht von ihr. Man wird ſehen. Naturelement. Solche Dinge gehen zu weit, Sie haben recht. Der Köderitz —“

Sie zögerte. Ueber ihr herbes Geſicht glitt ein kurzes Lächeln.

„Er b l e i b t alſo ein Windhund. Schade um ihn. Er wird dieſen Streich büßen müſſen.“

Die Gräfin kniff die Lippen zuſammen. Büßen — ja! dachte ſie erbittert. Diesmal mußte es ihm an den Kragen

gehen! Wenn die Prinzessin dies dem König mitteilte, es würde nicht gut ausgehen für Köckeritz.

Prinzessin Amalie hielt den Kopf etwas gesenkt. Unter herbgeschlossenen Augenlidern glitt ihr Blick spähend zu der Radziwill hinüber. Sie ahnte, warum diese die Meldung erstattet hatte, sie war ja selbst in all diesen Wochen nicht blind gewesen und hatte ein scharfes Auge. Es wäre ihr lieber gewesen, sie hätte nichts gehört.

Was nun? Sie dachte ganz klar: Sagte sie ihrem königlichen Bruder nichts von dieser Affäre — und sie war auch gewiß nicht verpflichtet dazu —, so konnte sie sicher sein, daß die Radziwill die Angelegenheit nicht für sich behielt, sondern eiligst weiter kolportierte. Und der Hofklatsch würde ebenso sicher in wenigen Tagen bis zum König schleichen. Er würde die leidige Affäre also sowieso erfahren, und höchstwahrscheinlich noch scheußlich aufgebauscht. Es war also doch wohl besser — —.

Sie hob etwas erschrocken den Kopf und zwang ein karges Lächeln hervor.

„Ich danke Ihnen, liebe Radziwill."

Diese erhob sich hastig. Zelebrierte ihren höfischen Knicks und rauschte zur Tür. Erst als sie draußen war, wagte sich ein Lächeln des Triumphes um ihre schmalen Lippen. —

Prinzessin Amalie war allein. Im Innersten war sie tief und mitleidsvoll erschrocken gewesen von dem Gehörten. Es tat ihr leid um Ilsabe, deren erster Liebestraum so böse enden sollte, leid um den Hauptmann Köckeritz, der

bei ſeinem Leichtſinn doch ein ſo liebenswerter Menſch war.

Nein, ſie konnte, wenn ſie alles recht überdachte, wirklich nichts anderes tun als die leidige Affäre ihrem königlichen Bruder ſelbſt melden und ſie in milderem Lichte darſtellen, als der Hofklatſch ſie ihm ſonſt zutragen würde. Es war unter dieſen Umſtänden das einzige, was ſie für die beiden noch tun konnte. Und mochte Gott dem König eine gnädige Laune geben, daß er die Affäre nicht gar zu übel aufnahm.

Zwei Stunden ſpäter ſuchte ſie ihren Bruder in ſeinen Gemächern auf. Sie wußte, es war dies für gewöhnlich die beſte Stunde des Tages, falls er in der Nacht gut geſchlafen hatte. Er ſpielte dann gern mit ſeinen Hunden, trank eine Taſſe gut gequirlte Schokolade, die er ſehr liebte, und konnte träumeriſch ſeinen philoſophiſchen oder künſtleriſchen Gedanken nachhängen.

Er ſchien nicht weiter verwundert, als ſeine Schweſter Amalie ihn beſuchte, denn ſie kam öfter um dieſe Stunde zu ihm. Als ſie dann aber in ihrer leichten, gewollt beiläufigen Art von der „Affäre“ zu erzählen begann, ſchob er mit einem Ruck die Taſſe von ſich und ſtand brüsk auf.

In dieſer Minute wußte die Prinzeſſin, daß es dem Köckeritz nicht gut ergehen würde.

„Nur weiter, weiter —“, ermahnte ſie der König.

Sie kam ſchnell zu Ende. Spöttiſch ſagte er:

„Du ſiehſt die Angelegenheit mit den ſentimentalen

Augen der Frau, scheint mir. Verdammte Unterrockgeschichte, sag' ich! Incroyable! Den Köckeritz muß der Teufel geritten haben! Nette Geschichte. Nette Geschichte!"

Seine Augen blitzten unter der gebuschten Braue.

„Weibergeschichten sind Offizieren noch nie zuträglich gewesen. Eine alte Geschichte. Ich hab' ihn gewarnt."

Prinzessin Amalie warf schüchtern ein:

„Ich werde die Komtesse aus dem Hofdienst entlassen. Sie wird vielleicht verreisen. Strafe genug für beide —"

Der König räusperte sich ärgerlich.

„Frauenlogik! —"

Er wurde plötzlich ruhiger.

„Ich danke dir, Schwester, daß du mich gleich informiert hast."

Er nickte ihr mit karger Herzlichkeit zu. Sie fühlte, daß er wieder allein sein wollte.

„Was — wirst du tun?" fragte sie leise.

Er lächelte dünn und abweisend.

„Das — was nötig ist."

Der König war wieder allein. Die Hände auf dem Rücken verschränkt, ging er einigemal im Zimmer auf und ab, die Worte Amaliens noch einmal überdenkend.

Ach was — Liebe? Der Köckeritz war ein Windhund. Kein Pardon!

Plötzlich blieb er stehen. Sein Blick traf auf ein Gemälde, das über dem Notenpult hing. Es zeigte den weißen, graziösen Körper einer Frau fast in voller Lebens-

größe, als Statue gemalt, einer ſchönen, vollendeten Frau, von einer wunderbaren Leuchtkraft der Haut. Das Bild war ein Werk des franzöſiſchen Meiſters Pesnes.

Sein Blick blieb an dem Frauenkörper hängen, ſchweifte zu dem Geſicht empor: Eine hohe, geiſtvolle Stirn, eine fein geſchwungene, adlige Naſe, weich geöffnete Lippen, die voll leiſer Sehnſucht waren.

Und nun geſchah es, daß des Königs ſtrenges Geſicht ſich löſte und einen ſanften Ausdruck von Verträumtheit erhielt. Dunkel brach Erinnerung auf an eine Zeit, die weit zurücklag. Das Jahr 1745! Ein Kriegsjahr und — ein Liebesjahr!

Dieſe Frau dort war niemand anderes als die Tänzerin Barberina, einſt die gefeierteſte Bühnenkünſtlerin nicht nur Berlins, ſondern faſt ganz Europas. Auch hier durch dieſes Schloß, durch dieſe Räume war ſie gewandelt — des jungen Königs erſte und große — und letzte Mannesleidenſchaft! Es war ein ſchöner und kurzer Traum geweſen, der mit Verrat und Betrug endete.

Die Zeit war darüber hingegangen. Nichts als dieſes Bild dort, das er einſt in jenen fernen Tagen einer tollen Leidenſchaft von ihr hatte malen laſſen, war übriggeblieben. Ein Meiſterwerk — darum war es hängengeblieben — es hatte längſt keinen perſönlichen Inhalt mehr zu ihm.

Aber nun, in dieſer Stunde, nach den Worten ſeiner Schweſter, ſtieg jenes Erlebnis für Augenblicke aus dem

Untergrund seiner Seele. War er also nicht selber einmal so toll nach einer Frau gewesen, sinnlos verliebt? War zum Narren geworden?

Der milde Ausdruck in seinem Gesicht erlosch.

Pah — das war vorbei.

Seit jener Zeit glaubte er zu wissen, daß Verliebtheit in eine Frau eine sehr überflüssige, ja närrische Angelegenheit sei.

Vom Exerzierplatz her drangen die Signale der übenden Trompeter kriegerisch bis hierher.

Das Gesicht des Königs wurde hart. Wie ein Visier, eisern und undurchdringlich, legte es sich wieder darüber.

Nein — Soldaten hatten nur e i n e Braut zu haben: Ihre Waffe! Soldaten hatten Order zu parieren! Nichts da von Sentiments!

Brüsk wandte er sich von dem Bild ab. Es war doch endlich an der Zeit, es entfernen zu lassen, mochte es noch so gut gemalt sein. A l l e Frauen waren mehr oder weniger Barberinas, leichtsinnige Tänzerinnen.

Der Köckeritz konnte froh sein, wenn man ihn einmal kräftig zu dieser Einsicht brachte: Außerdem war er ungehorsam gewesen!

Er hob die silberne Schelle vom Schreibtisch und klingelte heftig.

Ein Page erschien, schlank und blond und wichtig.

„Lauf er sofort zum Grafen Seydlitz. Ich habe mit ihm zu sprechen. Er soll gleich kommen. Avant!"

16. Kapitel

Köckeritz lief von einem Zimmer ins andere. Jede Nacht vergeht, so war auch diese vergangen. Der nächste Tag war ein Sonntag. Ein sonnenpraller Julitag.

Aber Köckeritz kümmerte sich heute blitzwenig um diesen wundervollen Vormittag, der durch die Fenster blühte.

Er ging auf und ab. Mit kurzen, straffen Schritten, als probiere er Parademarsch.

Schlegel hockte grübelnd auf dem Fensterbrett und warf ab und zu einen mitleidigen Blick hinter dem Ruhelosen her. Er kannte bereits seines Freundes fatales Erlebnis dieser Nacht. Oft genug hatte er ihn gewarnt. Aber das nützte ja nun alles nichts, die Affäre war geschehen und nicht mehr aus der Welt zu schaffen.

Köckeritz blieb plötzlich stehen.

„Mir tut nur Ilsabe leid", knurrte er.

„Ja, ja —"

„Es nützt nichts, ich muß den alten Seydlitz sprechen, so wenig gewogen er mir auch ist —"

„Hm — schaden kann es jedenfalls nichts —"

„Ich werde Ilsabe heiraten!"

„Natürlich."

„Seine Majestät wird das nicht verbieten können."

„Aber Graf Seydlitz."

Köckeritz stampfte wütend mit dem Fuß auf.

„Zum Teufel, was ist das für eine verfahrene Sache!

Wenn man's genau nimmt — eine schwierige Affäre! Lächerlich! Da tasten nun andere an das Herzenserlebnis zweier Menschen, als ginge es sie etwas an!"

Schlegel nickte zustimmend.

Es war ein unruhiger Tag. Köckeritz wagte sich nicht auf die Straße. Er wurde erst ruhiger, als der Abend wie ein violetter Hauch über die Stadt sank.

Morgen gehe ich zu Seydlitz, dachte er verbissen. Arme Ilsabe, was wirst du heute ausgehalten haben. Arme Ilsabe! —

Aber er ging nicht zu Seydlitz.

Es war zu spät.

Er kam nicht mehr dazu, denn das Schicksal hatte es anders bestimmt.

Gegen Abend erschien der Schloßhauptmann von Bevern bei Köckeritz. Er sah sehr ernst aus.

Seine Majestät hatten befohlen, Köckeritz habe sofort in Sanssouci zu erscheinen.

Er blinzelte Bevern an.

„Befehl! Ich hab' keine Ahnung."

„Da kann man nichts machen, mein Lieber."

Bevern stand stocksteif da. Sonst war er gut Freund mit Köckeritz. Aber wußte man, was dem bevorstand? Man mußte Distanz halten, es war besser.

„Sie dürfen mich begleiten, Bevern", sagte Köckeritz launig.

„Ist sowieso Befehl", antwortete Bevern kühl.

„Ja, man irrt sich manchmal in seinen Kameraden, nicht wahr? Sie hätte ich für vernünftiger gehalten.“

Die Sonne wollte schon langsam hinter dem Ruinenberg untergehen. Blauviolett färbten sich die Wolken. Ein frischer Wind kam von der Havel her. Vielleicht stand irgendwo ein Gewitter in der Nähe.

Der Hauptmann von Köckeritz schritt mit Bevern durch den Park. Sie hatten unterwegs kaum ein Wort gesprochen, und es schien, als ob beiden der Weg nicht sonderlich leicht fiel.

Köckeritz schaute um sich, da er den wohlbekannten Weg zum Schloß dahinschritt. Ein bißchen müde hingen die grünen Blätter an den Bäumen nach des Tages Hitze. Still, beinahe ein wenig fröstelnd, standen die marmornen Götter und Göttinnen zwischen den Büschen und träumten vielleicht von einem wunderbaren, heidnischen Dasein in der Vergangenheit, aus der verwegene Künstler sie herausgerissen und auf steinerne Sockel festgebannt hatten.

Orangenkübel streuten vor Laubengängen südlichen Duft aus, Heliotrop blühte violett vor dunkelgrünen Buschkulissen, aus der großen Fontäne sprühte der Wasserstrahl in roten und goldenen Tropfen unter dem Licht der sinkenden Sonne, und um die Gestalt des grün patinierten Neptun rankten sich Schilf, Wasserfenchel und Steinkraut.

Mit weit offenen Augen genoß Köckeritz im Weiterschreiten noch einmal all diese verwunschene, einsame Gartenherrlichkeit. Hier und da lustwandelte ein Lakai, um sich vom

Dienſt für eine halbe Stunde zu erholen und ein paar Atemzüge friſcher Luft zu trinken. —

Dann ſtiegen Köckeritz und Bevern die breiten Stufen der Terraſſe zum Schloß empor.

Pagen ſaßen da herum unter der Marmorkuppel. Muntere, ſchlanke Jungens, mit roſigen Geſichtern. In weißen, goldlitzengeſchmückten Röcken. Alle ſtolz, Page beim König zu ſein.

Erſchrocken rückten ſie ſteif auf den Bänken zuſammen, als die beiden Offiziere eintraten. Aus einem der Vorzimmer trat ein Leibgardiſt.

Bevern fragte nach dem König. Seine Majeſtät befände ſich im Bibliothekszimmer, antwortete der Gardiſt.

„Melden Sie mich", ſagte Köckeritz.

Der Gardiſt ſalutierte. Er kannte natürlich die beiden Offiziere. Mit ſtrammen Tritten verſchwand er. —

Der König ſaß am Schreibtiſch. Dicht daneben rekelten ſich die Hunde auf einem Fell. Durch die tiefen Fenſter des runden, hohen Raumes konnte man weit über den Park hinwegſehen in die Landſchaft. Büſten längſt geſtorbener Philoſophen ſtanden zwiſchen hohen Bücherregalen mit Glasſcheiben. Tauſende von Büchern zeigten dahinter ihre goldgepreßten Rücken. —

Neben dem König lag die Tabaksdoſe, aus der er ab und zu genießeriſch den ſchwarzen Tabak ſchnupfte, während er eifrig in einem Buch ſtudierte. Die hagere Geſtalt in dem einfachen militäriſchen Hausrock ſaß ſtraff aufgerichtet. Die

Beine steckten in hohen, glänzenden Reiterstiefeln. Mit nervösen Fingern blätterte er in dem Buch. Es war von dem alten Philosophen Marc Aurel, den er über alles liebte, dessen spitzfindige Sophistik ihm von je gefallen hatte.

Dabei strich die andere Hand zärtlich über das feidige Fell seiner Lieblingshündin Alkmene, ein graziös gebautes Windspiel mit hohen, schmalen Flanken, die sich an seinem Knie rieb und mit großen, schwarzen Augen zu ihm aufsah.

In diesem Augenblick klopfte es an der Tür, und gleich darauf stand der Leibgardist auf der Schwelle.

„Die Herren Hauptleute von Köckeritz und von Bevern warten in der Halle, Majestät", meldete er mit lauter, gewaltiger Stimme.

Der König warf den Kopf in den Nacken. Eine schmale Falte stand scharf in der Stirn. Das Buch fiel auf den Tisch zurück, und Alkmene legte sich phlegmatisch wieder auf das Fell.

„Soll kommen, der Köckeritz! Allein!"

„Befehl!"

Der Gardist verschwand wie ein geölter Blitz.

Der König erhob sich vom Stuhl, griff nach dem Stock, der am Schreibtisch lehnte, und tat ein paar Schritte zu den Fenstern hin. Das versonnene „Philosophengesicht" war wie mit einem Schlage ausgelöscht, jetzt hatte er sein Pflichtgesicht, streng, militärisch, hart, so wie es seine Offiziere und Generäle von ihm gewohnt waren. In dieser Physiognomie erkannte man kaum den geistvollen Plauderer und

lächelnden Tischgenossen wieder, den bestechenden Spötter, so wie ihn seine philosophischen, geistreich-witzigen Freunde kannten. Jetzt war er nur der oberste Kriegsherr, dessen großer Ehrgeiz eine zähe, disziplinierte Truppe brauchte, um ein großes, mächtiges Preußen zusammenschweißen zu können.

Ein Page riß die Tür auf und ließ Köckeritz eintreten. Der salutierte klirrend. Die Tür fiel hinter ihm zu.

Finſter ſah ihn der König an. Die Hände auf dem Rücken verſchränkt.

Köckeritz ſtand unbeweglich. Dieſer ſcharfe Blick des Königs war unangenehmer als ein lautes Donnerwetter.

„Er weiß, weswegen ich Ihn befohlen habe?"

„Ich vermute nur, Eure Majeſtät."

„So — ſo, ſo — Er vermutet —"

Ein ſtarkes Räuſpern.

„Herr Hauptmann Köckeritz — Sie waren vorgeſtern nacht im Park von Sansſouci?"

„Zu Befehl!"

„Es war ſogar nicht das erſte Mal."

„Zu Befehl, nein!"

„Herr Hauptmann von Köckeritz, weiß Er, daß Er ein — Schuft iſt?"

„Majeſtät — nehmen das Wort zurück!"

„Wie?"

Dem ſchwollen die Schläfenadern an.

„Was ſagt Er da?"

Köckeritz riß ſich zuſammen. Ruhe, Ruhe — hämmerte es in ſeinem Hirn. Der König iſt eine exploſive Natur. Er ſpricht manchmal Dinge, die er ſpäter bereut.

„Majeſtät haben ſich im Wort vergriffen! Ein Köckeritz iſt niemals ein Schuft."

Hell und ſtark blitzten ſeine Augen den König an. Der

ſtarrte an ihm vorbei. Ein Teufelskerl, dieſer Köckeritz! Hat Courage — trotz allem!

„So! Im Wort vergriffen! Werden ſehen, werden ſehen, Herr Hauptmann.“

Er ſtieß den Stock gegen die Erde und ſchrie mit einem Male haltlos:

„Alſo, Er iſt kein Schuft! Aber — anderswo nennt man wohl königliche Offiziere, die ein der Majeſtät gegebenes Wort nicht halten, ſo und nicht anders! Er hat ſein Wort gebrochen! Weiß Er das? He? War Er von Sinnen? Was hat Er mit der Komteß Seydlitz zu tändeln gehabt?“

„Ich liebe ſie!“

„He? Lieben? Der Teufel hol Ihn — den Kopf hat Er ihr verdreht! Kann nicht ohne Weiber leben! Herr Hauptmann — das iſt nicht preußiſch! Das mag am Hofe der ruſſiſchen Katharina Brauch ſein, in Petersburg. Dem Dreckkopf Europas! Hier iſt Potsdam, hier iſt Sansſouci! Hier regiere ich!“

Rot ſtieg ihm der Zorn ins Geſicht.

Er atmete heftig.

„Ich werde die Komteſſe Seydlitz heiraten!“

„So, wird Er? Da ſuche Er ſie nur, Er müßte ſich verdammt beeilen! Wenn Er überhaupt — noch Zeit dazu hat!“

Der König lachte kurz auf.

„Aber das iſt nicht wichtig. Seine Heiratspläne gehn mich nichts an. Weiß Er, Herr Hauptmann, daß Er mir

verſprochen hat, keine Liebeleien hier anzufangen? Weiß Er das?"

„Sehr wohl, Majeſtät —"

„Und trotzdem —?"

„Dieſe Liebe — begann vor jenem Verſprechen!"

Der König ſtieß heftig den Atem durch die Naſe. Er ſtierte Köckeritz wie einen Verrückten an.

„Wann?"

„Eine halbe Stunde vorher. Ich ſah die Komteſſe Seydlitz im Park Reifen ſpielen. Von dieſem Augenblick an habe ich ſie geliebt!"

So, das war heraus!

„Fi donc! Er iſt verrückt! Er ſpielt mit Worten!" herrſchte ihn der König an. „Will Er mich zum Narren halten? Er hat ſein Wort gegeben damals — das Wort eines Offiziers! Er wußte alſo damals ſchon, daß Er's nicht halten würde —?"

„Majeſtät — ich hab's gehalten! Ich bin der Ilſabe allein treu geblieben."

„Schweig Er!"

Wieder klirrte der Stock gegen den Fußboden.

„So mag Er zu einem Advokaten reden — nicht zu mir!"

Der König wanderte ein paarmal im Zimmer auf und ab. Dabei blickte er zuweilen mit funkelnden Augen zu Köckeritz hinüber.

„Man müßte Ihn erſchießen!" ſtieß er hervor.

Köckeritz rührte ſich nicht.

„Als abſchreckendes Beiſpiel! Heilſam für alle verliebten Offiziere!"

Der König griff nach der Tabakdoſe und ſchnupfte haſtig eine Priſe. Dann ſagte er ſchneidend:

„Eine nette Malproprietät, zum Teufel! Und ſo was paſſiert in meinem Leibbataillon! Eine Impossibilité hier in Potsdam, wie ſie zum Himmel ſchreit! Ihre Conduite, Herr Hauptmann, war miſerabel! Hundsmiſerabel! Sowas iſt kein Exempel für die Grenadiere, Herr Hauptmann! Das hätt' Er ſich ſelber ſagen können. Wenn ſo was ſchon bei meinem Leibbataillon paſſiert, was, zum Henker, können ſich dann die Offiziere in Küſtrin und Striegau herausnehmen und die Herren von der Linie?"

Es wetterleuchtete über ſein ganzes Geſicht, als wollten aus dieſen ſtahlharten Augen die Blitze nur ſo herauszucken. Es war eines der herrlichſten Donnerwetter, das je auf einen Offizier herniedergeplatzt war!

„Vielleicht haben Sie ſich gedacht, daß ich Ihnen nur meine allerhöchſte Mißbilligung ausſprechen würde und Sie mit ein paar Tagen Kaſten laufen ließe? Sie haben ſich verdammt geirrt, Herr Hauptmann, ſehr verdammt geirrt. Durch ſolche Dinge wird die Diſziplin der Truppe mehr untergraben als durch eine verlorene Bataille! Und es iſt mir gleich, ob Sie der Hauptmann von Köckeritz ſind oder irgendein gemeiner Grenadier! Ich will ein Exemplum ſtatuieren! Und Er wird ſich's, denke ich, für alle Zeiten merken!"

Er hielt inne, ſtand ſtill und ſah Köckeritz ſcharf an.

Griff plötzlich nach der ſilbernen Klingel auf dem Tiſch.

Ein Page riß die Tür auf.

„Hauptmann Bevern!“

Der Page verſchwand. Gleich darauf erſchien Bevern.

„Majeſtät!“

„Herr Hauptmann von Köckeritz — gebt den Degen ab!“

Totenſtill war es im Zimmer.

Köckeritz preßte die Zähne in die Lippen, daß das Blut herausſprang. „Ilſabe“, flüſterte ſein Herz.

Er ſchnallte den Degen ab und reichte ihn Bevern. Der ſtand mit ſtarrem Geſicht, wie verſteinert.

„Der Hauptmann von Köckeritz wird nach Spandau gebracht. Er wünſcht, hinter Feſtungsmauern ſich darauf zu beſinnen, daß ein preußiſcher Offizier die Pflicht über die Liebe zu ſtellen hat. Das Kriegsgericht wird über ihn befinden.“

Der König drehte ſich um.

Köckeritz erblaßte. Dann zuckte er die Schultern und folgte dem Hauptmann von Bevern. Als er durch den Park ſchritt, atmete er tief auf, atmete noch einmal die Süße dieſes Sommertages und dachte voll Inbrunſt an Ilſabe.

In dieſem Park hatte es angefangen, Märchen und Schickſal. War nicht ein ſpöttiſches Flüſtern in den Büſchen und Bäumen?

„Pſt, pſt, Madame —
Ein Kuß, Madame,
Von Ihrem Roſenmund!“

Er lächelte abweſend. Wann kam das wieder? Wann?

18. Kapitel

Es war ihm nicht mehr erlaubt worden, überhaupt nach Hause zu gehen und dort — gegen Offiziersehrenwort, sein Zimmer nicht zu verlassen — der weiteren Dinge zu harren. Der König hatte angeordnet, daß er sofort ins Arrestlokal abzuführen sei, das sich in der Nähe des Kanals befand, dazu bestimmt, Militärpersonen aufzunehmen, die sich sehr schwerer Verfehlungen schuldig gemacht hatten.

Seine Majestät mußte einen gewaltigen Zorn haben. Verbissen fügte sich Köckeritz in das Unvermeidliche. Bevern selbst brachte ihn in Arrest. Zwei Posten standen vor der Tür des Hauses.

Es war, bei Gott, keine schöne Herberge, stellte er mit einem Anflug von Galgenhumor fest. Ein enges, wändeverschmiertes Loch, in das gerade Tisch, Stuhl und Pritsche paßten. Eine Oellampe hing von der Decke, und ein paar zerfledderte Bücher lagen auf dem Fensterbord, Erbauungsschriften und die Bibel.

Wütend trommelte Köckeritz gegen die Scheiben. Das Zimmer lag etwas in der Erde, so daß die Straße draußen nicht viel unter Augenhöhe vor ihm lag. Auch gerade kein gemütlicher Ausblick.

Wie lange würde er in diesem Loch bleiben? Was würde über ihn bestimmt werden? Würde man ihn weitertransportieren? Verdammt — der Schlegel mochte schöne Augen gemacht haben, als er von diesem Mißgeschick seines

Kameraden erfuhr, und dann hatte er gewiß gesagt: „Justament, das hab' ich vorausgesehen. Der Köckeritz ist eben ein leichtsinniges Luder. Immerhin — schade um ihn!" Ja — so ungefähr.

An Ilsabe aber durfte man gar nicht denken, dann könnte einem das Herz wehe tun. Arme Ilsabe! Die Radziwill aber sollte einmal der Teufel holen!

Er stieß einen herzhaften Fluch aus. —

Langsam krochen die Stunden dahin. Essen wurde ihm von einem fatal grinsenden Grenadier gebracht. Aber es schmeckte nicht schlecht, und Köckeritz hatte ehrlichen Hunger. —

Draußen sank der Abend tiefer. Die Farben der Straße verwischten sich längst. Die Bäume standen wie zitternde Schatten.

Köckeritz saß am Fenster und blickte verdöst in die Dunkelheit, die mählich die Straße zu verschlingen schien. Die Brücken des Kanals mit den roten Ziegelböschungen waren kaum noch zu erkennen. Der Himmel, der sich über den Dächern der niedrigen Häuser wölbte und in den die Platanen und Kastanien in dunklen Umrissen hineinstießen, war von lichtgrüner Färbung. Nur wenige Sterne erstrahlten darin.

Köckeritz erwachte aus seinem Sinnieren und hämmerte die Faust gegen das Fensterbrett. Das machte wieder ein bißchen mobil. Aber wenn man ihn lange hier festhielte — er würde verrückt werden. Zum Teufel, er war nicht für die Gefangenschaft und Tatenlosigkeit geboren.

Ilſabe — arme Ilſabe!

Er hörte das Klirren der Laternen draußen, die mit ihren Oellampen an Ketten hingen und ſich im abendlichen Luftzug bewegten. Man würde ſie heute nicht anſtecken, denn der Rat von Potsdam war ſparſam und hielt die Beleuchtung einer hellen ſommerlichen Nacht für hinreichend. Aber manchmal kam eine Chaiſe mit Seitenlichtern am Kutſcherbock vorbeigeraſſelt. Zuweilen auch wurde eine Sänfte vorübergetragen, dann ſchwankte das Oellicht drinnen geiſterhaft die Straße entlang.

Köckeritz hatte einen Augenblick lang nicht übel Luſt, das Fenſter aufzureißen und hinauszuſpringen. Nun, die Poſten würden wachſam ſein, er würde nicht weit kommen und alles wäre eine neue Narrheit geweſen. Aber wahrhaftig, man konnte ſchon unruhig werden, wie da draußen das Leben weiterrollte, Leutnants zu ihren abendlichen Abenteuern ausflogen, vornehme Damen von Lakaien, die die Handlaternen ſchwangen, nach Hauſe gebracht wurden, eine paar reiche Kaufleute — Köckeritz kannte ſie gut — angeſchwipſt und vergnügt in ihrer Kaleſche vorüberfuhren, während man ſelber hier im Loch ſaß und nicht wußte, was noch kommen würde.

Schnallenſchuhe mit falſchen Steinen ſtelzten am Fenſter vorbei, Glockenröcke wippten lockend und kokett über zierlichen Stöckelſchuhen, rieſenhafte Röcke, mit wunderſchönen Roſetten und gerafften Seidenfeſtons. Nie hatte Köckeritz ſie ſo nahe und rieſenhaft geſehen, wie aus dieſer Kellerfenſterperſpektive.

Dann hörte das Trippeln und Trappeln und das Raſſeln der Kaleſchen allmählich auf. Andere Geräuſche machten ſich bemerkbar.

Da ſang eine Baumgrille vorm Fenſter. Ein Schwan vom Kanal ſchrie leiſe. Alle Viertelſtunden klang nun deutlich das Glockenſpiel von den Kirchen. Es hörte ſich rührend und geheimnisvoll an.

Plötzlich ſchrak Köckeritz leicht zuſammen.

Gerade vor dem Fenſter ſtand jemand. Er konnte nur noch gerade die hohen Stiefel und einen Zipfel des Soldatenrocks erkennen.

Und nun eine Stimme:

„Ich bin's —"

Köckeritz erkannte ſie ſofort. Der Schlegel! Braver Kamerad!

Ja — der ſtand draußen, als ob er ſo vorbeigeſchlendert wäre und nun ein bißchen die Füße ausruhen wollte. Daß es gerade vor dem Fenſter des Köckeritz war, konnte ja wohl ein Zufall ſein. Wer mochte da etwas anderes behaupten?

Auf keinen Fall die beiden Poſten, die eben ſalutiert hatten und nun geruhſam, jeder nach einer Seite des Hauſes, weiter patrouillierten. Und jeder hatte ein freundliches Grinſen im Geſicht.

Natürlich kannten ſie den Schlegel und den Köckeritz. Und beide waren ihnen Offiziere, für die ſie Pferde ſtehlen gegangen wären.

Mochte da der Herr von Schlegel doch ruhig ein bißchen von seinem Spaziergang verschnaufen. Dazu war ja die Straße da — sie gehörte jedermann — und außerdem sahen sie ihn ja auch nicht, sie hatten doch zu patrouillieren. Schließlich hatten sie keine Augen im Rücken!

Die halbe Garnison wußte bereits, daß der Köckeritz im Kasten saß. Und die halbe Garnison bedauerte ihn. In ein paar Tagen würde es die ganze Stadt wissen.

Ja — da stand nun der Schlegel und stieß sacht mit der Fußspitze gegen die Fensterscheibe.

Köckeritz öffnete sie vorsichtig. Ihm war mit einem Male ganz glücklich zumute.

„Kamerad —"

„Pst! Also — ich komme morgen oder übermorgen wieder hier vorbei — so um die Zeit! Falls du was zu bestellen hast — an irgendwen —"

„Ausgezeichnet. Kerl —!"

„Hier — ein Glas Tinte und Federkiel — —"

Schlegel reichte alles blitzschnell dem Kameraden zu. Der hätte beinahe laut vor Vergnügen herausgelacht. War doch ein Tausendsassa, der Schlegel, trotz allem.

„Tausend Dank —"

„Au revoir, Kamerad!"

Das Fenster schloß sich leise. Herr von Schlegel spazierte gemessen weiter — es war Zeit, zu verschwinden. Vorbei an einem der beiden Grenadiere, der an der Hausecke stand und mit Inbrunst zum Himmel hochstarrte, als

sähe er da Zeichen und Wunder. Das gleiche tat der Grenadier an der anderen Ecke.

Schlegel rief militärisch:

„Daß Er mir gut auf den Häftling aufpaßt!"

Der Posten salutierte stramm.

„Befehl — da kommt keiner nur in die Nähe."

Schlegel verschwand eilig um die Ecke. Der Grenadier wanderte, wieder sein freundliches Grinsen im Gesicht, dem Haustor zu, um aufzupassen, daß „keiner nur in die Nähe kam".

Köckeritz verhängte das Fenster mit seinem Rock. Er war ordentlich aufgepulvert. Tinte und Federkiel — ein Gottesgeschenk! Natürlich gab es so was nicht in einem Arrestlokal.

Er rückte den Stuhl an den Tisch. Ordentlich fest und sicher setzte er sich hin. So, nun mußte man erst mal die Augen zumachen und sich Ilsabes Bild vor die Seele zaubern. Dann ging das Schreiben noch leichter und vergnügter.

Ah — richtig — Papier?

Herrgott, was nützte einem Tinte und der schönste Federkiel, wenn man kein Papier hatte. Man konnte doch keinen heimlichen Brief an die Wand schreiben!

Er blickte sich wild um. Steckte die Oellampe über dem Tisch an. Müdes, flackerndes Licht erhellte spärlich den Raum und ließ die kahlen Wände noch trostloser erscheinen.

Mit einem Sprung war er wieder am Fenster. Die

Bücher! war ihm ein Gedanke durch den Kopf geflogen. Er war ja im allgemeinen nicht für Bücher — er war Soldat. Aber immerhin, er wußte, daß ſie die Eigenart hatten, vorn und hinten ein leeres Blatt zu beſitzen und daß überhaupt manche Blätter nur kümmerlich bedruckt waren. Da konnte man am Ende in einem Buch noch zehn Briefe ſchreiben!

Schon hatte er eines vom Fenſterbord in der Hand. Ein Blick hinein — aha, da hatte er ja ſchon ein Blatt, das auf der einen Seite nur ein paar Titelzeilen trug. Alles andere war herrlich unſchuldig und weiß.

Heraus damit!

In wenigen Minuten hatte er eine Menge Blätter neben ſich liegen, pfiff ein paar Takte eines Marſchliedes vor ſich hin und verſenkte den Federkiel tief in das Tintenglas. Da blieb er vorerſt — denn nun waren alle ſeine Gedanken bei Ilſabe.

Liebe, treue Ilſabe!

Noch einmal ſtiegen die glücklichen Stunden mit ihr im Park von Sansſouci auf. Heimliche Stunden geſtohlenen Glücks. All die Seligkeit und Inbrunſt jener heimlichen Stunden klang wieder wie eine wunderbare, ferne Melodie durch ſein Blut. Konnte man da ſchreiben? Mußte man da nicht träumen?

Köckeritz' Kopf ſank tiefer. Ein Lächeln war groß und innig in ſeinem Geſicht entfaltet. Und es war um dieſe Zeit, daß die kleine Ilſabe ebenſo innig und zärtlich und tapfer vor ſich hinlächelte, da ſie längſt ſchlafen ſollte und wieder

zu Hause in ihrem Mädchenstübchen war. Wer kennt die magischen Strömungen verwandter und liebender Seelen?

Wenn der Hauptmann von Köckeritz all das niedergeschrieben hätte, was in diesen Nachtstunden sein Herz an Zärtlichkeiten und guten Worten flüsterte, so hätten vielleicht die aus den Büchern herausgerissenen Blätter nicht einmal gereicht.

Nun aber, da er endlich, wie erwachend, nach dem Federkiel griff und ein Blatt zurechtrückte, mußte er zuerst kaum, was er dem Papier noch anvertrauen sollte, so sehr hatte sich sein Herz schon ausgeplaudert.

Dann aber setzte er doch an und schrieb in hohen, festen Buchstaben. Es wurde kein langer Brief mehr, aber so wie er war, atmete er Mut, Vertrauen, Zuversicht und Trost. Es war ein Liebesbrief, trotz allem, aber auch ein männlicher Brief. Ein echter Brief des Hauptmann von Köckeritz!

Befriedigt legte er den Federkiel beiseite.

So — nun mochte kommen was wolle. Junge Menschen haben von jeher auf den Sieg der Liebe geschworen und haben damit zumeist recht gehabt.

Er verwahrte das Schreiben in der Aermelmanschette. Dann warf er sich auf die Pritsche, nachdem er das Licht gelöscht hatte. Wenige Augenblicke später schlief er tief und fest. —

Der nächste Tag war ein ungeduldiges Warten auf den Abend. Verbissen lauschte Köckeritz auf die fernen Trompetensignale, die von den Exerzierplätzen herüberkamen, auf

die Marſchtritte vorbeikommender Grenadierkolonnen, auf die Kommandos der Offiziere. Bei alledem kroch immer wieder der Gedanke hervor: Wird Schlegel heute kommen?

Auch der längſte und langweiligſte Tag vergeht. Und ſo wurde es auch diesmal wieder Abend.

Es mochte elf Uhr ſein, als eine Stiefelſpitze ſacht an's Fenſter ſtieß, das ſich leiſe öffnete.

Ein paar Flüſterworte.

„Mach's gut, Schlegel!"

„Ich tu, was ich kann. Kopf hoch, Kamerad!"

Das Fenſter ſchloß ſich wieder.

Ein Liebesgruß wurde durch die Nacht getragen. Wann hätte die Liebe es nicht verſtanden, Berge zu verſetzen und Entfernungen mit einem Gedanken und liebenden Wort zu überbrücken?!

„Nein", ſtieß Ilſabe hervor.

Sie zerriß das kleine, zierliche Spitzentüchlein und knüllte die Fetzen erregt in der kleinen Fauſt zuſammen.

„Wie?"

„Ich laſſe nicht von ihm! Niemals! Ich liebe ihn! Und wenn ihn die Ungnade des Königs — ach was, die Ungerechtigkeit Seiner Majeſtät auch in das tiefſte Verlies der Feſtung ſtecken läßt, ich liebe ihn doch! Und ich werde ſterben, wenn er zugrunde geht."

Mit roten Wangen und fliegendem Atem ſtand ſie vor ihrem Vater.

„Närrin!" ſchrie er. „Verliebte Närrin! Des Köckeritz' wegen — Herrgott! Du machſt dich zum Geſpött! Ah, hätt' ich das geahnt."

„Nun?"

Graf Seydlitz ſchüttelte den Kopf. Er kannte ſeine Tochter nicht wieder. Wo war ihre Scheu, ihre Ergebenheit, ihr Reſpekt vor ihm? Konnte die Liebe ein Mädchen ſo ſeltſam verändern?

„Eine Schande!" knirſchte er. „Wenn du ein Sohn wärſt, ich wüßte, was ich täte."

Ilſabe hatte keine Furcht.

„Vater, Sie urteilen zu ſchlecht über ihn! Sie kennen ihn nicht. Er iſt der beſte Menſch auf der Erde. Er iſt —"

Rauh unterbrach er ſie:

„Er iſt ein Engel — ich weiß! Gut, du willſt ihm alſo die Treue halten! Sehr ſchön. Junge Hunde muß man erziehen. Und junge Mädchen ſind nur halbe Menſchen. Ich wollte, deine Mutter lebte noch."

„Die hätte mich verſtanden."

Graf Seydlitz ballte heimlich die Fäuſte. Herrgott wie feierlich und ſchön das Mädel ausſah in ihrem Stolz. Was hatte er für große Pläne mit ihr gehabt, wie war er froh geweſen, daß der Hof ſich ihrer annahm. Und nun —!

„Du mußt fort aus Potsdam!"

„Sie haben die Macht, mein Vater. Aber meine Liebe werden Sie nicht zerſtören können."

„Die Zeit wird alles ins reine bringen", ſagte Seydlitz ironiſch.

„Ich hoffe es auch, aber anders, als Sie es meinen."

„Ich werde noch heute an deine Muhme nach Leuthen ſchreiben. Madame Fröhlich. Sie wird dich gern aufnehmen, und dir wird der Vorwitz dort vergehen."

„Nach Leuthen?"

Vor Jahren war ſie einmal dort geweſen und hatte die alte Dame, eine entfernte Verwandte der Familie, beſucht, die dort recht einſam in einem ſtillen Hauſe wohnte, ohne jeglichen Anhang. Eine Philoſophin des Dorfes, eine gütige Wohltäterin der Armen, eine liebenswerte Eigenbrötlerin. So hatte Ilſabe ſie im Gedächtnis. Sie hatte übrigens auch einen merkwürdigen Vornamen: Gwendolyn! Aber er paßte ſo gut zu dieſer alten philoſophiſchen Dame.

„Gwendolyn Fröhlich", ſagte Ilſabe leiſe und nachdenklich. „Oh, ich habe ſie ſehr gern."

Freilich der Herbſt und Winter in dem ſtillen Dorf würden troſtlos ſein! Aber was tat das?

Sie würde an den Geliebten denken und für ihn beten.

„Ich fürchte mich nicht, mein Vater."

Seydlitz kniff die Lippen zuſammen. Er hätte gern ein gütiges Wort geſagt — es ſaß ihm im Herzen —, aber es kam nicht über ſeine Lippen. Dieſer Mann war ſo ganz „friderizianiſch", wie dieſe ganze Zeit. Hart, unerbittlich, militäriſch, vom Geiſt der Pflicht erfüllt, ohne Sentiments. Wie ſein großes königliches Vorbild. Und es kam ihm verwunderlich vor, daß es Menſchen gab, die noch etwas anderes im Herzen fühlten als Unterordnung und Gehorſam: Liebe! Er, der ſchon unter des Königs erlauchtem Vater, dem Soldatenkönig, nichts anderes als Diſziplin, „Räſon", gekannt hatte, der es miterlebt hatte, wie die unerbittliche Strenge dieſes Königs ſeinen eigenen Sohn, Fridericus, als Kronprinzen vor ein Kriegsgericht ſtellte und ihn allen Ernſtes erſchießen laſſen wollte, nur weil er ſich den Heiratsplänen des Vaters nicht fügte — er hatte keinen tieferen Sinn für den Begriff Liebe! Und es mochte wohl auch kein Wunder ſein, wenn Seine Majeſtät ſelbſt, der von Kindheit auf nur die Worte Gehorſam und „Order parieren" kannte, dieſen Begriffen eine übertriebene Bedeutung beilegte. Den Begriff Liebe hatte ihm ſein Vater gründlich verleidet.

Hier — in Potsdam — lebte nur die Idee: Preußen, das kleine Preußen, groß zu machen, „mit Sparſamkeit, Räſon und Gottesfurcht", wie ſich der König einmal äußerte, um dann ſchnell noch hinzuzufügen: „Und mit eiſerner Diſziplin! Alle für einen, einer für alle. Das Volk für den Staat, der Staat für das Volk! Und der Staat bin ich!"

Seydlitz ſprach das Wort nicht, das irgendwie in ſeinem Herzen ſaß. Jugend mußte parieren!

„Wann ſoll ich fahren?" fragte Ilſabe.

„In einigen Tagen", antwortete er kurz.

Ilſabe blieb dieſe Tage über in dem alten Stammhauſe der Seydlitz. Sie ließ ſich außerhalb der Mauern und des dahinter verſteckten Gartens nicht ſehen, wußte ſie nur zu gut, daß draußen bereits Klatſch umging.

Eine Knall und Fall entlaſſene Hofdame — oh, welch' ein intereſſantes Ereignis! Und was beſonders erſtaunlich war: Der Herr von Köckeritz ſaß in Feſtungshaft!

Die Potsdamer waren nicht dumm genug, um ſich nicht ihr Verslein darauf zu machen. Die Dienerſchaft des Königlichen Schloſſes ſorgte natürlich auch dafür, daß mancherlei über dieſe Ereigniſſe bekannt wurde, und war nicht faul, aus eigenem noch dazuzugeben.

Der Köckeritz ſollte erſchoſſen werden, hieß es. Er hätte Seine Majeſtät tätlich angegriffen. Nicht nur mit der Komteſſe Seydlitz, auch mit der Prinzeſſin Amalie hätte er eine Liebelei gehabt, und das habe natürlich dem Faß den

Boden ausgeschlagen. Schade eigentlich um den Köckeritz, ja! Er war doch ein schneidiger Kerl!

Ja, ja, die hohen Herrschaften!

So flüsterte der Klatsch. Es war gut für Ilsabe, daß sie nichts davon hörte.

Aber eines Abends erschrak sie doch.

Sie schritt im Garten umher, schon im stillen Abschied nehmend von allen geliebten Winkeln, als plötzlich ein Stein über die Mauer flog.

Fast dicht vor ihre Füße.

Sie stand wie erstarrt. Hörte hinter der Mauer mit einmal Pferdegetrappel, als galoppiere ein Gaul davon. Für einige Augenblicke wurde der Kopf des Reiters mit dem Dreispitz über dem Mauerrand sichtbar. Dann war er schon in der Dunkelheit verschwunden.

Wäre es heller gewesen, hätte Ilsabe vielleicht noch das Gesicht des Herrn von Schlegel erkennen können.

Sie bückte sich nach dem Stein. Denn sie sah nun erst, daß er mit Bindfaden umwickelt war, an dem etwas Helles — ein Zettel, ein Brief? — hing.

Ein Brief!

Mit zitternden Händen löste sie ihn. Versteckte ihn sofort hinter dem Fichu und eilte in das Haus, auf ihr Zimmer.

Ihr Herz ging schnell. Es dauerte lange, bis es ihr gelang, das Wachslicht anzuzünden.

Einige Worte standen auf dem Umschlag.

„Von einem guten Freunde in dero Hände überliefert. Kraft, Komteſſe!“

Sie öffnete den Brief. Beim flackernden, unſteten Lichtſchein der Kerze las ſie:

„Einzig Geliebte!

Ich erwiſche einige unbeaufſichtigte Minuten, um Dir vor meinem wahrſcheinlichen Abtransport in die Feſtung noch einige Zeilen zu ſchreiben. Welch' großes Glück!

Was auch immer kommen mag, Ilſabe, denk' immer daran, daß meine Gedanken bei Dir ſind und Dich ſchützend umſchweben. Was mit mir geſchehen wird, weiß ich nicht. Ich denke, daß es zu ertragen ſein wird. Seine Majeſtät wird es ſich überlegen, ob er einem Köckeritz gegenüber die Dinge auf die Spitze treiben ſoll. Jedenfalls bin ich guten Mutes, und ſolange man den hat, iſt nichts verloren, Geliebte.

Alſo Kopf hoch! Diſziplin und Courage, wie Seine Majeſtät zu ſagen pflegt! Aber das iſt ja das Kurioſe, daß der König keine Ahnung davon hat, daß man nicht nur in der Schlacht, ſondern auch in der Liebe — Courage und Diſziplin haben muß!

Ja, davon verſteht unſer Fridericus nichts.

Aber das ſoll uns nicht kümmern. Iſt eben ſeine Schwäche, wie ſie jeder große Mann hat. Ein preußiſcher Grenadier, ob Offizier oder Gemeiner, muß nicht nur tapfer in der Schlacht, ſondern auch tapfer in der

Liebe ſein. Und wenn die Trompeten blaſen zur Attacke, dann muß ſein Herz nicht nur ‚Vivat, der König!' ſchreien, ſondern auch ‚Vivat, Geliebte!'

Iſt es recht ſo?

Und darum ſchreie ich, trotzdem mir ein dunkles Schickſal droht: ‚Vivat, Geliebte! Vivat, die Liebe! Ilſabe!'

Mein letzter, mein einziger Gedanke für Dich!"

So lautete der Brief.

Ilſabe ſtrich mit zitternder, unendlich zärtlicher Hand über das Blatt.

Wie liebte ſie ihn!

Ja, ſie wollte Courage haben! Wollte zu allen Heiligen beten, daß ihm kein Haar gekrümmt werde. Solche Liebe konnte doch keine Sünde ſein.

Sorgſam faltete ſie den Brief zuſammen und verbarg ihn im Mieder.

Vivat, Geliebter! flüſterte ihr Herz. —

Nun waren die Tage nicht mehr ſo dunkel und ſchmerzvoll wie bisher. Eine ſtille Feſtigkeit, ein trotziges Frohgefühl war in ihr. Mag da kommen was wollte! Sie trug des Geliebten ſtarke Liebesworte über dem Herzen, die konnte ihr niemand nehmen. —

Eine Woche ſpäter ſagte Graf Seydlitz:

„In zwei Tagen geht der Poſtwagen!"

Sie nickte nur.

„Ich habe dafür Sorge getragen, daß niemand erfährt, wohin du reist."

Ilsabe erschrak.

„Auch die Babette weiß es nicht."

Sie preßte die Hände in die Falten des Kleides. Aber gleich darauf lächelte sie trotzig.

„Es tut nichts, mein Vater. Und wenn Sie mich auf den Mond schicken würden, das Auge der Liebe würde mich auch dort wiederfinden."

Seydlitz schob die Augenbrauen zusammen.

„Festungsmauern sind fest", stieß er hervor. „Man überklettert sie nicht so leicht wie die Parkmauern von Sanssouci, mein Kind."

Ilsabe schwieg.

Das Herz lag ihr schwer in der Brust.

Noch zwei Tage! —

20. Kapitel

Am frühen Morgen, es mochte noch nicht fünf Uhr sein, brachte Graf Seydlitz selbst seine Tochter zum Neustädter Tor, wo die Postkutsche abging. Sie gingen beide schweigend durch den jungen Tag, die Straßen dahin, in denen die Häuser klar und scharf in der Sonne standen. Noch war nicht der Staub des kommenden Tages in der Luft, alle Konturen der Stadt und der Ferne zeichneten sich deutlich ab. Schloß und Kirchen, Kasernen und Bäume stießen mit Türmen und Wipfeln klar in den blauen, blanken Himmel.

Noch waren die Straßen fast leer.

Nur einige Soldaten trabten hier und da eilfertig aus ihren Bürgerquartieren zum Morgenappell. Es gab drei Tage „Vater Philipp", wenn sie nicht pünktlich waren. Noch im Laufen waren sie beim Anziehen. Da schnallte der eine noch seine Koppel um, jener putzte an seiner Blechmütze, ein anderer schüttete sich im Rennen noch den Mehlpuder über die gedrehten Locken. Ilsabe mußte hell auflachen, als sie solche Intermezzos bemerkte. Wieder andere hatten keine Zeit mehr zum Frühstücken gehabt und holten das im schnellen Unterwegs nach. Mit vollen Backen kauten sie an ihrer Scheibe Kommißbrot oder an einem Ende Wurst.

Vom Exerzierplatz her schmetterte der Hautboist zum zweiten und dritten Male seine Reveille. Die weißen Grenadiergamaschen flitzten doppelt schnell über das Pflaster.

Seydlitz brummte vor sich hin:

„Verdammte Schlafmützen! Schade, daß ich keine Zeit habe, mir ein paar heranzuwinken.“

Ilſabe lächelte heiter:

„Ich finde auch allein zum Tor, Herr Vater. Mein Platz iſt ja beſtellt.“

Seydlitz warf ihr einen ſchiefen Blick zu.

„Das könnt ihr ſo paſſen, Demoiſelle! Und im letzten Augenblick noch auskneifen, he? Alles ſchon vorgekommen.“

Sie zog einen Schmollmund.

„Sie denken zu ſchlecht von mir, Vater.“

„Gerade wie 's richtig iſt“, erwiderte er und mäßigte den ſoldatiſchen Schritt etwas, da Ilſabe nicht ſo ſchnell nebenhertrippeln konnte.

Das Gepäck hatte man ſchon am Tage vorher zum Neuſtädter Tor hinbringen laſſen. Nun näherten ſie ſich dieſem. Schon von weitem hörte man lauten Stimmenwirrwarr, Lachen und Schimpfen. Das war hier um dieſe Zeit die tägliche Muſik, denn da drängelten ſich dicht beieinander die Kaleſchen, die Poſtkutſchen, Rollwagen und privaten Reiſechaiſen. Es ging hoch her. Alle warteten darauf, daß der Torwächter endlich ſeines Amtes walte und das Tor aufſchließe. Der aber hatte einen geſunden Schlaf und öffnete lieber zu ſpät als zu früh.

Dazwiſchen aber ſtanden und hockten noch eine Menge Fußgänger, die ebenfalls aus der Stadt herauswollten, Händler mit ihren Ballen und Käſten voll Stoffen, Poſamenten oder Gewürzen, Obſt und Gemüſe, Tippelbrüder,

wandernde Handwerksburschen, Urlauber und dergleichen. Ein buntes Gemisch.

Interessiert blickte sich Ilsabe um. Einige grüßten Graf Seydlitz respektvoll. Der drängte sich zum Postillion vor.

„Alles in Ordnung, Schwager? Das Gepäck richtig verstaut?"

„Jawohl, Euer Gnaden."

Er wies nach dem Verdeck, wo Kisten und Koffer aufgeschnallt waren. Wenn man lange in diese Höhe hinaufsah, hatte man das Gefühl, daß alles bei der erstbesten Gelegenheit herunterrutschen mußte.

„Fahren viele mit?"

„Nicht viel. Die gnädige Komteß wird sehr gut reisen."

„So — na, sollte mich freuen, wenn sie's kommod hat."

Ilsabe war auf das Trittbrett der Postkutsche geklettert und lugte neugierig hinein. Graf Seydlitz zupfte sie am Rockzipfel.

„Du wirst wohl deinem Vater noch ein paar Minuten gönnen wollen, wie?"

Sie sprang munter zurück.

„Aber ja — natürlich —"

Keck sah sie ihm ins Gesicht. Im tiefsten Herzen wußte sie ja, daß er's gut mit ihr meinte. Sie hatte sich ja auch gewiß nicht gegen seinen Befehl gesperrt — denn Gehorsam mußte sein. Und einmal würde er schon einsehen, daß man die Liebe nicht damit aus dem Herzen eines Menschen reißen konnte, daß man ihn ins Exil schickte.

„Alſo ſei verſtändig, Mädel! Du haſt eine Dummheit gemacht — wir werden beide darüber hinwegkommen. Grüß' mir die Gwendolyn, ſtell dich gut mit ihr, und wenn wir uns wiederſehen, dann hoffe ich, daß du wieder die kleine, kluge Ilſabe biſt, die du früher warſt."

Er ſchaute ſie ernſt an.

„Es wird gewiß alles gut werden", ſagte ſie nur und ſchenkte ihm ein herzliches Lächeln. „Denken Sie gut von mir, Herr Vater."

Er kniff die Lippen zuſammen, um nichts von der Rührung zu verraten, die in ihm aufſtieg. Es brauchte niemand, auch Ilſabe nicht, nur zu ahnen, wie ſchwer es ihm ſelbſt doch im tiefſten fiel, ſie wegzuſchicken. Er war Soldat, und Soldaten durften keine Sentiments haben.

„Ich werde es verſuchen, mein Kind", murmelte er. „Und vergiß nicht, mir zu ſchreiben, wie du angekommen biſt."

„Gewiß nicht, Herr Vater."

Inzwiſchen war der Lärm lauter geworden. Man hatte den Torwächter herausgeklopft, da es endlich von den Kirchen die volle Stunde geſchlagen hatte und es Zeit war, das Tor zu öffnen.

Die Leute ſtiegen in ihre Wagen ein. Letztes Geplapper der Inſaſſen mit den Bekannten und Verwandten, die ſie zum Tor gebracht hatten. Die Kutſcher der Rollfuhrwerke ließen die Peitſchen knallen. Die Hauſierer ſchulterten ihre Packen, und die Handwerksburſchen zogen ihr Felleiſen feſter.

Ilsabe legte die Arme um des Grafen Hals. Nun wurde ihr doch ein wenig bange ums Herz.

„Leben Sie wohl, mein Vater. Ich werde oft an Potsdam denken."

Ihre Stimme schwankte.

Er beugte sich zu ihr herab und küßte sie auf die Stirn. Eine kurze Weile hielt er sie stumm in den Armen.

„Kopf hoch, Ilsabe!"

Es war sein alter Kommandoton, und er meinte dieses „Kopf hoch!" vielleicht auch zu sich selbst. Dann hob er Ilsabe mit kräftigen Armen in die Postkutsche.

Es gab ein erhebliches Durcheinander unter den Wagen, als nun endlich das Tor aufging, und der Torwächter mußte erst mit gewaltiger Stimme etwas Ordnung schaffen. Er tat das jeden Morgen, und seine Kraftausdrücke waren schon stadtbekannt. Draußen vor dem Tor war nämlich das gleiche Gedränge wie drinnen. Dort hatten sich die Wagen der Bauern angesammelt, die hineinwollten, um ihre Produkte drinnen zu verhökern. Die Körbe waren vollbeladen mit Obst, Kartoffeln, Kirschen, Erdbeeren; Hühner gackerten, Enten quakten, Schweine quietschten, Pferde wieherten, Lämmer meckerten — alles in allem ein landwirtschaftliches Konzert, daß es einem in den Ohren dröhnte. Aber es war doch ganz lustig, wenn es eben gerade auch kein Ohrenschmaus war. Einem der Bäuerlein war in dem Durcheinander der Milchkübel umgekippt, nun plätscherte das kostbare Naß in Bächen vom Wagen, und ein paar Hunde

waren schnell zur Stelle, um sich an dem unerwarteten Morgentrank zu delektieren.

Es gab ein großes Gelächter und Geschimpfe, und als auch noch eine Kiepe voll Eier gegen die Erde klatschte, war wieder mal der allmorgendliche Kladderadatsch fertig.

Aber schließlich schaffte es der Torwächter doch. Die draußen Wartenden kamen zuerst herein — verdrückten sich schnell — und nun rollte von drinnen Wagen um Wagen hinaus.

Graf Seydlitz war noch ein Stück aus dem Tor hinausgelaufen und winkte der Postchaise nach. Ein weißes Tüchlein flatterte aus dem Fenster. Ein letzter Gruß Ilsabes an Potsdam, an den Vater und wohl auch an den Geliebten.

Sie stand am Fenster der rumpelnden Chaise. Schaute mit feuchten Augen in die Landschaft hinaus und zurück. In großer Biegung schnitt die Chaussee nun durch Wiesen und Felder, über die Kiebitze durch die Luft kollerten und Lerchen ihre sonnenseligen Jodler sangen.

In der Weite — immer ferner rückend — lag Potsdam. Eingekettet, lichtdurchflutet von der höher steigenden Sonne, zwischen den Hügeln längs der Havel. Die Seen leuchteten wie silberne Schilde im satten Grün, und die Kuppeln und Türme der Kirchen und Schlösser glänzten golden.

Ilsabe atmete tief auf.

Wann würde sie Potsdam wiedersehen? Wie würde ihre Schicksalskurve weiterlaufen?

Am Chauſſeerand blühte der Mohn. Rote, leuchtende Tupfen vor dem wellenden Korn der Felder. Fern zitterten in der gläſernen Luft die Kiefernwälder. Kinder ſpielten im Chauſſeegraben und ſammelten Blumen.

Ilſabe ſank im Sitz zurück. Mit Blumen ſpielen? Die Zeit war vorbei.

Sie lächelte. Sie war mit einem Male wieder froh. Nein — ſie ſpielte nicht mehr um Blumen — ſie ſpielte um Liebe! Um ihre Liebe!

Potsdam, wann ſeh ich dich wieder?

Die Poſtkutſche rumpelte.

Zwei kleine, zarte Fäuſte ballten ſich heimlich.

Potsdam — ich ſeh dich wieder! Und dich, Liebſter, wo du auch biſt! Ich ſeh dich wieder! Der rote Mohn und die blauen Kornblumen blühen, und mein Herz blüht, Geliebter! Für dich, nur für dich!

Die Poſtkutſche rumpelte. —

21. Kapitel

Die Gräfin Radziwill sah nicht gut aus. Ihre Züge, hagerer geworden, wirkten wie erstarrt und hatten einen Ausdruck von Fremdheit. In den Augenlidern saß ein Zucken, das sie zuweilen von selbst zu schließen schien.

Die Gräfin Radziwill hatte über Nacht einen Strich unter die letzte Jugend gemacht. Sie wußte, daß es keine Liebe mehr in ihrem Leben geben würde.

Nun saß sie mit der Prinzessin Amalie im Park, unweit der kunstreichen Wasseranlage. Kastanien und Platanen rauschten, einige Pomeranzenbäume in grünen Kübeln, die einen feinen, süßlichen Duft ausströmten, standen um das Bassin als wirksame Kulisse für die weißen Marmorwesen, die den Rand schmückten. Wenn man die Terrassen hinaufsah, erblickte man das grün überhauchte Kupferdach des Schlosses, das in das lichte Blau des Mittagshimmels hineinragte.

Die Radziwill hatte vorgelesen. Nun lagen die Bücher im Schoß.

„Sie haben keine gute Stimme heute", hatte die Prinzessin gesagt.

„Verzeihen Sie, Hoheit —"

Prinzessin Amalie hatte abgewehrt.

„Man ist zuweilen nicht in Stimmung, Gräfin. Ich kenne das."

Eine Weile hatten sie schweigend in das Grün der

Bäume und Sträucher geblickt. Dann sagte die Prinzessin:

„Sie sehen nicht gut aus, Gräfin. Ich glaube, ich werde Sie auf einige Tage entbehren können. Sie haben Erholung nötig."

Die Radziwill neigte leicht den Kopf.

„Ich danke, Hoheit —"

Ihre Augenlider zuckten heftig.

„Wissen Sie noch, Gräfin, wie wir hier im Frühling Reifen spielten, und der Hauptmann Köckeritz vorbeikam, um zur Audienz zu Seiner Majestät zu gehen?"

„Oh ja —"

„Und die kleine Seydlitz ihm den Reifen um den Kopf warf?"

„Ich erinnere mich, Hoheit —"

Hektische Röte flog über die Wangen der Radziwill. Prinzessin Amalie lächelte leicht.

„Ich glaube, damals fing's an — mit den beiden. Das war der Reifen des Schicksals, sie kamen beide nicht mehr davon los. Wer hätte das damals gedacht."

Und leiser setzte sie hinzu:

„Wir sollten niemals in eine solche Schicksalsverbundenheit hineingreifen. Es ist eine große Verantwortung. Finden Sie nicht auch?"

Sie blickte die Gräfin forschend an. Die nickte mit starrem Gesicht.

„Nun ist die kleine Komtesse weit weg. Und der Köckeritz

iſt auf Feſtung gekommen und wartet auf ein drakoniſches Urteil."

Die Radziwill ſchob die Brauen zuſammen.

„Es iſt Gerechtigkeit, Hoheit", murmelte ſie.

„Gewiß, liebe Gräfin. Gerechtigkeit. Aber wie, wenn Sie die beiden nicht überraſcht hätten? Wenn der Köckeritz in einem halben Jahr avanciert wäre — die Komteſſe geheiratet hätte — wäre das nicht auch gerecht geweſen? Beſſer gerecht?"

„Hoheit philoſophieren", ſtammelte die Gräfin.

Amalie ſchüttelte den Kopf.

„Oh, nein — ich will Ihnen nur näher kommen, meine Liebe", ſagte ſie herzlich, „denn ich ahne ſehr wohl, was an Ihnen zehrt. Ich weiß, Gräfin! Heute, nach dem, was Sie in den letzten Tagen durchgemacht haben, hätten Sie mir keine pflichtgemäße Meldung erſtattet. Sie hätten lieber — von ſelbſt entſagt!"

Gräfin Radziwill blickte erſchrocken, mit flackernden Augen auf, traf den hellen Blick der Prinzeſſin und ſenkte den Kopf. Ein matter Seufzer kam von ihren Lippen. Dieſer helle Blick war nicht zu ertragen — es war der gleiche Blick, wie ihn der König hatte, wenn er einem durch und durch ſchaute.

„Gräfin — wir Frauen ſehen nun mal im allgemeinen ſchärfer, zumal wenn es ſich um Dinge der Liebe handelt. Ich habe Sie längſt durchſchaut. Excusez — es ſoll nicht verletzend ſein. Ich weiß, daß ein Frauenherz leicht ſehr bitter werden kann, wenn es ſich enttäuſcht fühlt. Wir lie-

ben tiefer, wir leiden auch tiefer als der Mann. Wer von uns hätte das nicht durchgemacht? Es ist ein altes Lied, liebe Radziwill."

„Es wird noch auf der Welt erklingen, auch wenn wir längst nicht mehr beide sind. Gräfin — wissen Sie, was ich von Herzen wünsche? Ich glaube, es wird auch Ihr Wunsch sein und nicht eher werden Sie Ruhe haben, bis er in Erfüllung geht."

Die Radziwill wendete den Kopf. Nun ertrug sie den Blick der Prinzessin — sie hatte ja nichts mehr zu verbergen.

Sie nickte heftig. Amalie lächelte sanft.

„Daß der Köckeritz doch noch glimpflich davonkommen möge — so mit einem blauen Auge — und daß die Komtesse Seydlitz nicht zu lange warten möge, um ihr junges Leben an seiner Seite zu wandern. Dies wünsche ich den beiden. Und Sie?"

Sie streckte die Hand aus. Die Gräfin legte die ihre hinein, und nun quälte sich auch ein mattes Lächeln um ihren Mund.

„Hoheit haben alles erraten. Auch ich wünsche es. Und ich wünschte, ich wäre mutiger in der Entsagung gewesen."

Es war ein ehrliches, schmerzliches Wort. Es war eine Preisgabe ihres Frauenstolzes — das offene Bekenntnis einer Torheit — der endgültige Abschluß eines Lebensabschnittes.

Prinzessin Amalie nahm die Hand zurück.

„Nun habe ich keinen Groll mehr gegen Sie, Gräfin. Es iſt wieder klar zwiſchen uns, und ich freue mich darüber. Es bleibt dabei — Sie haben einige Tage frei. Ich bin überzeugt, Sie werden nun bald wieder zu ſich ſelbſt finden, und hoffen wir, daß das Schickſal doch noch ſo gerecht ſein wird, wie wir es wünſchen."

Ein freundliches Kopfnicken.

„Und nun will ich Sie allein laſſen."

Die Radziwill war aufgeſtanden.

„Hoheit waren gütiger, als ich es verdiente", ſtammelte ſie.

Lächelnd ſagte Amalie:

„Seien wir beide darüber froh, Gräfin."

Die zelebrierte ihren höfiſchen Knicks, die Prinzeſſin ging langſam davon über den hellen Kiesweg zwiſchen den geſchnittenen Buchsbaumhecken. Und es ſchien, wenn man genau hinſah, als ob die marmornen Engelsbuben am Rand des Baſſins ſich leiſe und verſchmitzt hinter ihr her verbeugten, als wollten ſie ſagen: „Das haben Sie wieder mal ſcharmant gemacht, Hoheit."

Ob auch die Gräfin Radziwill in der flimmernden Mittagsluft dies bemerkte?

Ein kleines, müdes Lächeln war wie hingezaubert in ihrem gealterten Geſicht und blieb darin. Kam es von den guten, ſchweſterlichen Worten der Prinzeſſin? Kam es aus dem Gefühl der reuevollen Erleichterung, das ſie jetzt beſeelte? Denn jede böſe Tat wiegt wohl ſchon leichter, wenn man ſie mutig und bereuend geſteht.

Und dennoch war es letzten Endes — wenn die Gräfin ganz ehrlich zu sich war — wieder nichts anderes als die Liebe, die dieses Lächeln um ihren Mund zauberte. Die größere, schwerere, reichere Liebe, die in der Entsagung liegt!

Die Radziwill fühlte nach dieser Stunde mit der Prinzessin, daß auch der letzte Rest von Bitterkeit gegen Köckeritz geschwunden war. Es gab keinen Zorn, keinen Haß mehr in ihrer Seele. Eine tiefe, mütterliche Zärtlichkeit hat alle Qual, allen Gram in dieser Stunde hinweggespült, eine schöne entsagungsvolle Zärtlichkeit, die lautlos flüsterte: „Verzeihen Sie mir, Köckeritz! Ich war sehr töricht. Ich wollte nicht glauben, daß Jugend zu Jugend gehört. Haben Sie Mut, Köckeritz, wie Sie ihn immer hatten, und überwinden Sie auch kraftvoll das Mißgeschick, das ich Ihnen bereitet habe. Und werden Sie glücklich mit Ilsabe, die so wacker zu Ihnen hält. Sie haben es beide verdient, glücklich zu werden. Ich wünsche Ihnen einen gnädigen Gott und einen gütigen König!“

Ob dieser Wunsch — dieses stumme Gebet — nicht zu spät kam?

Wer konnte es wissen!

22. Kapitel

Es war nicht gerade eine angenehme Fahrt in der Postkutsche, Tag und Nacht hindurch, Nacht und Tag. Das Reisen war in dieser Zeit eine beschwerliche Sache.

Nein, es war eine umständliche und wenig angenehme Angelegenheit. Man mußte schon so eingepackt sein, daß man mancherlei Püffe vertragen konnte. Gerädert kam man sich nachher sowieso vor.

Daß man aber von dem ewigen Stuckern und Rädergeknarr auch einen zerknitterten Magen bekam, war schlimmer.

Während der ersten Hälfte der Reise war sie nicht allein. Ein Geheimrat aus Berlin fuhr mit, der dick war wie ein Faß und Ilsabe halb mit dem überschüssigen Ballast seines Körpers auf dem Schoß lag. Es war eine Tortur. Dann stiegen noch kurz hinter Potsdam zwei spindeldürre Damen ein, die fortwährend vor Hitze stöhnten und sich gegenseitig mit Parfüm bespritzten, während sie halb ohnmächtig seufzten: „Oh, diese Luft!"

Sie stiegen irgendwo in einem Nest aus.

Der Schwager lachte grinsend hinter ihnen her.

Der Dicke erwachte aus seinem röchelnden Schlaf, in den er fast andauernd versank, und fragte ernsthaft:

„Wer waren die scharmanten Damen?"

„Bedaure — keine Ahnung!"

„Vielen Dank", sagte der dicke Geheimrat und schlief weiter. —

Als Ilſabe am nächſten Morgen die Poſtkutſche beſtieg, fand ſie ſich allein. Der Dicke hatte offenbar ſein Reiſeziel erreicht. Sie konnte es ſich alſo etwas bequemer machen.

Aber märkiſche Landſtraßen haben es in ſich!

Es war eine Zeitlang alles gut gegangen. Ilſabe hatte, beſſer ausgeruht als ſonſt, in die Landſchaft hinausgeſehen. Felder, wogend im warmen Wind, hier und da ſchon abgemäht. Fette, grüne Wieſen mit einſamen Erlen und Pappeln. Rinderherden, hingelagert im fetten Gras, mit Behagen wiederkäuend. Lerchen im Himmelsdom, in den Tag hineinjubilierend wie ferne Fanfaren! Das alles ſah gut und ſchön aus.

Da gab's mit einemmal ein Spektakulum, daß Ilſabe laut aufſchrie. Der Wagen neigte ſich zur Seite. Ilſabe taumelte kreuz und quer und fiel zwiſchen die beiden Sitzbänke.

Der Poſtkutſcher war im Bogen in den Feldrain gefauſt und rieb ſich den ſchmerzenden Rücken, während er einen ellenlangen Fluch ausſtieß.

Was war geſchehen?

Eine Kleinigkeit, an die einen die märkiſchen Chauſſeen ſchon gewöhnt hatten: Ein Rad war in eines der vom Regen ausgewühlten Löcher geraten und glatt abgebrochen.

Ilſabe kletterte aus der Kutſche.

„Mon dieu — wie kommen wir nun weiter?"

„Zu Fuß, Demoiſelle", gab der Schwager wütend zurück.

„Unmöglich!“

Ilſabe ſah ſich um. Kein Haus weit und breit zu ſehen. Nur Wieſen und Felder und einſame Pappeln.

„Nette Beſcherung“, ſagte ſie.

Die Koffer lagen verſtreut auf der Erde. Sie machte ſich daran, ſie am Feldrain zuſammenzuſtellen. Der Poſtkutſcher hinkte, noch immer fluchend, auf und ab. Beſah ſich den Schaden und ſtellte feſt: Das kann bloß ein Wagenbauer reparieren. Dann ſtopfte er ſich die Pfeife und ſetzte ſich am Straßengraben hin.

„Faſſen wir erſt mal Mut, Demoiſelle“, tröſtete er Ilſabe. „Wir haben ja Zeit.“

„Wie weit iſt es bis Leuthen?“

„Zu Fuß? Eine Tagesreiſe.“

Ilſabe beſah ſich ihre zierlichen Schuhe und ſeufzte. Dann ſagte ſie launig:

„Alſo faſſen wir erſt mal Mut!“

Und ſetzte ſich auf einen Koffer. —

Aber die Hilfe war nahe. Eine andere Kutſche kam in der Ferne angerumpelt, in eine dicke Staubwolke gehüllt. Offenbar eine Privatkutſche, eine Extrapoſt. Der kundige Schwager bemerkte das ſofort.

Die Kutſche hielt. Zwei Herren ſahen zum Fenſter heraus. Beſahen ſich das Unglück.

Schließlich ſtiegen ſie aus. Sie trugen modiſche Reiſemäntel, extravagant im Schnitt, und waren ſicher vornehme Herren. Jung, elegant, weltgewandt. Ilſabe erriet ſofort,

daß es Franzoſen waren. Sie ſprachen zwar Deutſch, aber man merkte den franzöſiſchen Akzent heraus.

„Oh, welch Unglück, Madame", ſagte der eine und zog galant den Dreiſpitz.

Da faßte ſie Mut.

„Meine Herren, ich bin in arger Verlegenheit. Ich werde in Leuthen erwartet, und nun dieſer Unfall! Würden Sie die Gefälligkeit haben und mich in Ihrem Wagen mitnehmen?"

„Mit Vergnügen", antwortete jener mit einer leichten Verbeugung und nannte ſeinen Namen.

„Comte de Renard — mein Freund Baron Guignard. Sehr gern."

Der Schwager verhandelte inzwiſchen mit dem Kutſcher der Extrapoſt. Er ſolle aus dem nächſten Dorf den Wagenbauer oder Schmied herſchicken. Dann verſtaute er Ilſabes Koffer.

Die Herren meinten, daß nach dem Schrecken ein kleiner Imbiß Madame wohl zuſtatten kommen würde. Sie war herzlich froh darüber, denn ſie verſpürte in der Tat Appetit.

„Sehr ſcharmant, Meſſieurs."

Nun nannte ſie auch ihren Namen, und die Herren verneigten ſich mit beſonderem Reſpekt. Der Comte de Renard nickte ſeinem Freund verſtohlen zu, und während ſie zu ihrem Wagen zurückgingen, um die nötigen Eßgeräte zu holen, flüſterte er:

„Ein ſcharmantes Abenteuerchen, he? Großartig — die

Mademoiſelle Komteſſe. Das wäre ſo eine Erinnerung, haha —"

Der Kutſcher ſtellte einen zuſammengeklappten Tiſch auf der nächſten Wieſe auf, ein mitgeführter Futterkorb erſchien, Delikateſſen und Silbergerät waren mit einemmal da, und auch an einer Bouteille Wein fehlte es nicht und zierlichen Kriſtallgläſern.

Die Herren ſchienen für eine lange Reiſe wohlgerüſtet zu ſein.

Ilſabe lachte vergnügt.

„Das iſt ja die reine Zauberei, Meſſieurs!"

„Man muß immer gerüſtet ſein", gab der Comte zurück. „Wir haben noch eine weite, eilige Reiſe vor uns."

„Darf man fragen, wohin?"

„Nach Frankreich", lachte er, und Baron Guignard lächelte ironiſch.

„In Preußen wird's doch bald brennen, Mademoiſelle."

„Wieſo? Brennen? Wo?"

„Haha — keine Sache für Damen, Komteſſe."

„Oh, mein Vater iſt Seiner Majeſtät getreueſter Diener."

„Ah! Sehr intereſſant. Comte de Seydlitz? Ich hörte von ihm. Nun, er wird's ja wiſſen. Aber laſſen wir die Politik. Bitte, Mademoiſelle."

Der Kutſcher hatte kleine Feldſtühle an den Tiſch geſtellt und zog ſich devot zurück.

Es war eine hübſche, improviſierte Mahlzeit, die man

da auf der Wiese eines unbekannten Bauern unter dem Lerchenjubel und den blauen Federwolken des Himmels einnahm.

Ein Intermezzo auf der Landstraße, wie es damals nicht selten war.

Der Comte schenkte die Gläser voll. Mit heißen Augen sah er Ilsabe an.

„Auf Ihr Wohl, Komtesse. Gestatten Sie mir, zu bemerken, daß diese Begegnung mir eine der angenehmsten Erinnerungen an Preußen bleiben wird. Ich wünschte, es würde mehr als eine Begegnung daraus."

Das war kühn. —

Ilsabe stieg die Röte in die Wangen. Sie war französische Komplimente nicht gewöhnt. Und sie konnte nicht ahnen, daß der Comte de Renard einer der keckſten und gewissenlosesten Don Juans von Paris war. Sie konnte auch nicht ahnen, daß er mit dem Baron seit zwei Monaten in Rußland geweilt hatte und die unterschriebenen Geheimverträge zwischen Katharina, Maria Theresia, der neuen Bundesgenossin Frankreichs, und Sachsen auf der Brust trug.

Geheimkuriere einer großen, heimlichen Koalition, die nur auf den günstigen Augenblick wartete, gegen Preußen loszuschlagen, dessen König der Umwelt zu mächtig zu werden begann.

So antwortete sie denn nur:

„Danke, Monsieur!"

Sie trank. Der heiße Tag hatte durstig genug gemacht. Und die Herren wußten amüsant zu plaudern.

So verging die Zeit, bis Ilsabe zu mahnen begann:

„Messieurs — die Weiterreise!"

Der Kutscher räumte den Tisch ab und verstaute alles wieder geschickt. Man stieg ein.

Ilsabe saß im Fond, der sicher bequemer war als die Allerweltspostkutsche. Neben ihr hatte der Baron Platz genommen und ihr gegenüber der Comte de Renard.

Sie war etwas benommen von dem Wein. Ein rosiger Hauch färbte ihre Wangen stärker als sonst, und in ihren Augen war ein Glänzen.

Der Comte blickte sie heiß an.

Teufel, war das Mädel schön! Seine Abenteurernatur war vom ersten Augenblick an hingerissen beim Anblick Ilsabes. Das war jener Typ blonder, deutscher Schönheit, der ihn von je immer besonders stark gereizt hatte. Man sagte, diese Mädchen wären schwer zu erobern, schwerer als die heißblütige Romanin oder die leidenschaft-sinnliche Russin. Nun, man würde ja sehen. Sein so leicht entzündbares Herz stand in Flammen.

Der Baron lächelte in sich hinein. Er kannte die schwache Seite seines Freundes und merkte sehr wohl, wie er bereits wieder einmal Feuer gefangen hatte.

Die Kutsche rollte gemächlich dahin.

Es war Nachmittag geworden, und man würde heute nicht mehr bis nach Leuthen kommen.

„Komteſſe, wiſſen Sie, daß Sie die ſchönſten Augen haben, die ich je in Deutſchland geſehen habe?“

„Sie machen ſehr viel Komplimente, Comte“, ſagte Ilſabe kühl.

„Verzeihen Sie, aber man darf etwas Schönes doch ſchön nennen.“

Sie lächelte gezwungen. Die Blicke des Comte begannen ihr unangenehm zu werden. Sie wurde ein leiſes Gefühl des Unbehagens und der Angſt nicht los. Vielleicht wäre es beſſer geweſen, ſie hätte mit dem Poſtillon an der verunglückten Poſtkutſche gewartet und hätte ſich dann im nächſten Dorf einquartiert.

Der Baron beſchwichtigte:

„Mein Freund ſchwärmt für deutſche Frauen. Gewiß nicht die ſchlechteſte Eigenſchaft an ihm.“

Ilſabe ſchüttelte die Beklemmung ab. Sie ſah Geſpenſter. Die beiden waren doch Kavaliere. Der Comte liebte eben die galanten Phraſen, wie ſie in Frankreich wohl üblich waren.

Der Abend kroch über den Himmel. Die Pferde gingen im Schritt.

„Im nächſten Dorf halten wir!“ rief der Comte dem Kutſcher zu.

Ja, es blieb nichts anderes übrig, die Pferde mußten geſchont werden.

Die letzte Nacht im Wirtshaus, dachte Ilſabe. Gott ſei bedankt. Morgen vormittag bin ich an Ort und Stelle.

Sie blieb noch eine Weile mit den Herren auf, dann begab ſie ſich auf ihr Zimmer. Die heißen Augen des Comte de Renard konnte ſie nicht mehr ertragen.

Der lächelte hinter ihr her und flüſterte dem Baron leidenſchaftlich zu:

„Dieſen Mund küſſe ich noch heute nacht.“

23. Kapitel

Es war eine Laune des Schickſals — dieſer Radbruch der Poſtkutſche, dieſe Begegnung Ilſabes mit den beiden franzöſiſchen Herren. Das Schickſal liebt ſolche Spiele, die unſcheinbar ausſehen und doch oft voll tiefer Bedeutung ſind.

Der Comte de Renard hielt dieſe zufällige Begegnung für ein hübſches, pikantes Abenteuer. Ilſabe für eine freundliche Hilfe des Zufalls.

Und nur das Schickſal ſelbſt wußte, daß es etwas anderes war! —

Ilſabe ſaß noch lange auf. Sie hatte ſich, weil ihr plötzlich kalt wurde, die Reiſedecke umgelegt, und ſo ſaß ſie — bequemer als ſonſt — in der Ecke des Kanapees.

Ein dunkles Angſtgefühl war noch immer in ihr. Sie wollte ſich auslachen. Wovor hatte ſie denn Angſt? Die Tür hatte ſie verſchloſſen. Das Gaſthaus war ſauberer als die andern, die ſie auf ihrer Reiſe kennengelernt hatte. Freilich, da war noch eine zweite Tür, die in das Zimmer nebenan führte. Nur verſchließbar vom Nebenzimmer aus. Sie hatte auf die Klinke gedrückt; die Tür war verſchloſſen geweſen.

Was wollte ſie alſo? Hier war ſie doch ganz ſicher. Was ſollte ihr denn geſchehen?

Sie preßte die Hand gegen den Buſen. Fühlte den mutigfrohen Brief des Geliebten kniſtern, den ſie noch immer wie einen Talisman auf dem Herzen trug.

„Vivat, Geliebter!“

Sie lächelte.

Sie hatte eins der Fenſter geöffnet. Die würzige Luft der Nacht ſtrömte herein. Geruch von reifen Feldern war darin. Der Duft ferner Blumen, die auf den Wieſen wuchſen.

Mählich kam eine ſanfte Müdigkeit über ſie.

Sie kuſchelte ſich in die Sofaecke und ſchloß die Augen. So war es gut. Sie lächelte noch, als ſchon der Schlaf ſich milde und gütig über ſie geworfen hatte. Ruhig und ſtark gingen ihre Atemzüge. —

Plötzlich ſchlug ſie die Augen auf.

Starrte in die Dunkelheit. Ihr war, als hätte eine unheimliche, unſichtbare Fauſt ſie aus dem Schlaf geriſſen.

Das war weit nach Mitternacht.

Der Comte de Renard ſtand vor ihr. Er taumelte etwas, er hatte unten im Gaſtzimmer dem Wein reichlich zugeſprochen. Sein Zimmer lag nebenan; der Schlüſſel hatte in der Tür geſteckt.

„Komteſſe — haha, wiſſen Sie, daß ich verliebt in Sie bin?“

Ilſabe mußte ſich zuſammenreißen, um zu begreifen, daß dies kein Traum war. Sie ſprang auf die Füße.

„Hinaus!“

Mit einem Male ganz wach.

„Oh — lala — blondes Täubchen. Wer wird gleich ſo zornig ſein, wenn es — um Liebe geht!“

Er streckte die Arme nach ihr aus. Sie wich angstvoll zurück.

„Comte, Sie sind von Sinnen!"

„Aber ja — nach dir — blonder Engel! Ist das so verwunderlich? Ich hab' geschworen, heute noch deinen Mund zu küssen!"

Er drang auf sie ein. Sein hübsches, blasiertes Gesicht war verzerrt von Leidenschaft. Was denn, er hatte schon so viele Frauen im Arm gehabt — alle, die er begehrte, keine hatte sich ihm verweigert, wenn sie zuerst auch sehr kratzbürstig taten. Er kannte doch die Frauen! Wenn der erste Kuß sie durchglühte, wurden sie alle schwach! Und die Sünde war ein so süßes Gift!

Diese blonde Schöne würde nicht anders sein.

Seine Hände griffen nach ihr.

„Ich — dürste nach dir — Taube, blonde Taube —!"

„Hinaus!"

„Später, meine Teuerste, später, wenn die Nacht vorbei ist!"

„Sie sind ein Schurke!"

Da riß er sie mit wütendem Griff an sich. Sie bäumte sich auf in rasender Abwehr. Bog den Körper zurück.

„Schurke! Schurke!"

Er hielt ihr den Mund mit der Faust zu.

„Katzentier, süßes! So lieb' ich die Frauen! Schön bist du in deinem Zorn, wunderschön! Ah — du wirst glühen unter meinen Küssen, meine Liebe. Du wirst toll werden!"

„Sie sind wahnsinnig!“

Ihre Fäuste hämmerten gegen seine Brust.

„Lassen — Sie — los —“

Er lachte leise, voll wilder, sinnloser Leidenschaft.

„Ich denke nicht daran. Diese Nacht gehört mir, meine Liebe.“

Sie keuchte. Sein Atem strich heiß und gierig über ihr Gesicht.

„Los — lassen!“

Ein wilder Ringkampf entspann sich. Ilsabes geschmeidiger Körper kämpfte gegen die rohe Kraft des Comte. Sie bekam einen Arm frei aus der irren Umschlingung, ihre Faust stieß mit letzter, verzweifelter Anstrengung nach vorn, klatschte in des Comte Gesicht.

Der verlor sekundenlang die Besinnung, taumelte zurück, schnellte voll Wut wieder nach vorn. Da war Ilsabe schon am Fenster.

„Halt! Oder ich springe hinaus! Ich schreie um Hilfe! Halt — sage ich!“

Ihre Gestalt schien zu wachsen. Ihre Augen blitzten wie Dolchspitzen vom offenen Fenster her.

„Noch sind Sie in Preußen. Hüten Sie sich!“

Der Comte stand plötzlich still.

Diese Katze! Verdammt, da war nichts mehr zu machen!

„Gehen Sie jetzt?“

Er lachte rauh auf.

„Es wird mir nichts anderes übrigbleiben!“

„Sofort! Oder soll ich Beistand herbeirufen?"

Er zupfte an seinem Anzug. Bissig sagte er:

„Sie haben den Vorzug, die erste Frau zu sein, die mir widerstanden hat."

Sie antwortete nicht. Ihre Hand wies gebieterisch nach der offenen Tür zum Nebenzimmer.

Da ging er.

Die Tür fiel hinter ihm zu, der Schlüssel klirrte im Schloß.

Ilsabe atmete tief auf und faltete die schmalen Hände wie im Gebet über die Brust.

Was für eine schlimme Reise war das! Oh, wie wollte sie dankbar sein, wenn sie erst bei der Muhme war!

Lange stand sie am Fenster, um das erhitzte Gesicht zu kühlen und dem noch immer wie rasend schlagenden Herzen Ruhe zu geben.

Lieber Gott, was gab es für ein Gesindel auf den Landstraßen!

Langsam verebbte das Blut, das Herz ging wieder in gleichmäßigerem Takt.

Sie wandte sich vom Fenster ab. Lauschte in die Stille des Zimmers hinein.

Totenstill war es im ganzen Hause.

Vorsichtig tat sie einige Schritte.

Plötzlich blieb sie wie angewurzelt stehen. Auf dem Fußboden leuchtete ein weißer Fleck. Es sah spukhaft aus. Sie starrte darauf wie auf etwas Böses und Gefährliches.

Dann aber bückte sie sich.

Ein Brief?

Sie hob ihn auf. Er fühlte sich dick und gewichtig an und hatte mehrere Siegel.

Im Augenblick wußte sie, daß der Comte ihn bei dem wilden Ringkampf verloren haben mußte.

Unschlüssig wendete sie ihn hin und her. Ahnung sprang sie an, daß es sich hier um ein wichtiges, amtliches Schriftstück handeln könnte.

Eine Seite des Umschlages war aufgerissen, wohl von tretenden, scharrenden Füßen vorhin.

Ilsabe fühlte mit einem Male einen kühlen Hauch durch die Stube streichen. Etwas Geheimnisvolles lag in der Luft.

Sie zog die Vorhänge vor die Fenster, so dicht es ging.

Lauschte von neuem. Von nebenan drangen tiefe, heisere Schnarchtöne. Der Wein hatte den Comte besiegt. Er schlief offenbar den festen Schlaf der Trunkenen.

Ilsabe zündete die Wachskerze an, die im Leuchter auf dem Tisch stand. Mit unendlicher Vorsicht hielt sie den Brief in beiden Händen und prüfte das Siegel darauf.

Das Wappen der russischen Zarin!

Was bedeutete das?

Ilsabe blickte nachdenklich. In dieser späten Nachtstunde, fern der Heimat, wachte in ihr eine ungewohnte und ungeheure Tatkraft auf. Das Blut der Seydlitz, des alten Militärgeschlechts, rührte sich.

In plötzlichem Entschluß riß sie den Umschlag vollends auf. Siegel hin, Siegel her — sie mußte wissen, was dies

für ein Schriftstück war, was der Comte, der so eilig nach Paris zurück wollte, mit diesem Schreiben zu tun hatte.

Sie entfaltete den starken Pergamentbogen.

Ihre Augen glitten über die Zeilen hin. Weiteten sich in neugieriger Furcht. Sie begriff nicht alles, was in diesem Schreiben stand, aber so viel erriet sie doch, daß es ein Schriftstück war, dessen Besitz für den König von Preußen von großem Wert sein mußte. Sie dachte mit einem Male an des Comte sonderbare Worte bei der improvisierten Mahlzeit am Straßenrand: „In Preußen wird es bald brennen!" Was sie nicht wissen konnte, war, daß dies nur eins der geheimen Dokumente war, die der Comte bei sich trug.

Sie deckte ihre Hand über die Augen. Ihr war ganz wirr zumute. Es war ihr klar, daß hier der Zufall, das Schicksal oder eine gütige, göttliche Fügung — wie man es nun nennen wollte — ihr ein Schriftstück von unschätzbarem Wert in die Hand gespielt hatte. Es brannte ihr mit einem Male wie Feuer in den Händen.

Sie pustete das Licht aus.

Hastig schob sie das Papier wieder in den Umschlag. Immer mehr verwirrten sich ihre Gedanken. Zu viel war in dieser letzten Stunde auf sie eingestürmt — die Reaktion konnte nicht ausbleiben. Sie schleppte sich taumelnd zum Sofa, sank nieder, wie hingemäht fast, in die Ecke, und wenige Minuten später atmete sie ruhig und friedsam wie ein Kind. —

Mit dem ersten Hahnenschrei wachte sie auf. Einigermaßen von dem tiefen, traumlosen, wenn auch kurzen Schlaf gestärkt. Das kalte Wasser in der Karaffe scheuchte die letzte Dumpfheit aus ihrem Kopfe. Mit blanken Augen blickte sie in die morgenfrische Welt, die von den ersten Strahlen der Sonne überglänzt wurde.

Sie beeilte sich, mit ihrer Toilette fertig zu werden, um nach unten zu kommen. Der Wirt war nicht wenig erstaunt, sie so früh auf den Beinen zu sehen.

„Die Herren haben erst für zehn Uhr die Pferde bestellt", wagte er sich zu äußern.

„Die Messieurs aus Frankreich gehen mich nichts an", sagte Ilsabe kühl. „Ich bitte um eine Tasse heißen Tee. Und wenn Sie mir vielleicht einen Wagen bis Leuthen zur Verfügung stellen könnten, wäre ich Ihnen dankbar."

„Bis Leuthen? Das mag gehen. Ich glaubte, die Demoiselle — pardon — die Komtesse gehört zu den Herren von der Extrapost."

„Ein Irrtum, bester Herr. Also ich kann einen Wagen bekommen?"

„Gewiß. Ich spanne selbst an.

„Ich habe auch Eile."

Die Wirtin brachte schon den Tee und ein kleines Frühstück.

„Noch eins: meine Koffer müssen sofort umgeladen werden."

„Wird gleich besorgt. Ich eile."

Ilſabe trank haſtig. Sie hatte plötzlich Angſt, daß einer der franzöſiſchen Kavaliere auftauchen könnte. Nur fort, fort!

Eine Viertelſtunde ſpäter ſtand der Wagen bereit. Alles war verladen. Sie ſtieg ein, und raſſelnd und ratternd ging es davon, in den hellen, düftevollen Morgen hinein.

Als zwei Stunden ſpäter der Comte de Renard und der Baron nach unten kamen, erfuhren ſie, daß die Komteſſe von Seydlitz ſchon lange auf und davon war. Der Baron ſchnitt eine ſpöttiſche Grimaſſe:

„Siehſt du, mein Freund, preußiſche Komteſſen ſind ein beſonderer Typ! Haha! Nimm dir's nicht zu Herzen."

Der Comte murmelte einen leiſen Fluch. Und er ahnte noch nicht einmal, welchen Streich ihm das Schickſal geſpielt hatte. Man merkte es erſt in Paris, und da ahnte kein Menſch, wo das Schriftſtück geblieben war.

24. Kapitel

Ja — Leuthen war nicht Potsdam, du lieber Gott! Aber immerhin, man konnte auch in Leuthen wohnen, und man konnte hier sogar die schnurgeraden Straßen von Potsdam, die glatten Häuserfronten, die Trompetensignale vom Lustgarten und den ganzen militärischen Drill vergessen, wenn man durch die Dorfgassen in die Felder hinauswanderte und der freien Natur so nahe war. Es war schön, allmorgendlich die Kühe blöken zu hören, wenn sie zur Weide wollten, das ganze bunte Viehzeug auf dem Hof spazieren zu sehen, in der Nachmittagssonne im Gemüsegarten zu arbeiten und am Abend auf die Kirchenglocken zu lauschen, die weithin über die roten Felder hallten. Ja, man konnte schon leicht bei der Muhme Gwendolyn Fröhlich den ganzen Potsdamer Aerger vergessen — nur das eine nicht: Die erste brennende Herzensliebe und den Hauptmann Köckeritz!

Aber man weinte und klagte nicht darüber. Ilsabe hatte hier in Leuthen eine wundersame Ruhe und stilles Zukunftsvertrauen in sich aufblühen gefühlt.

Sie wußte, daß Köckeritz schon längst in Spandau saß. In diesen Wochen, die sie nun hier verbrachte, hatte ihr Vater ihr einmal geschrieben und dabei auch das Schicksal des Köckeritz, seine „gerechte Bestrafung", erwähnt. Den Abschiedsbrief des Geliebten aber trug sie immer unter dem Mieder auf dem Herzen.

Sie hatte keine Angſt um ihn. Mit der Hoffnungsfreudigkeit einer jungen Braut dachte ſie: Man kann ihn doch nicht ewig feſthalten. Und ich werde ja auch hier nicht ewig im Dorf bleiben. Das Leben iſt noch ſo lang — wir werden uns wiederſehen!

Und noch ein anderer Gedanke irrte ſeit langem durch ihren Kopf.

Der Gedanke an das Schriftſtück, das der Comte de Renard, dieſe fatale Reiſebekanntſchaft, verloren hatte, und das auf ſo ungewöhnliche Art in ihre Hände geraten war.

Zehn-, zwanzigmal war ſie drauf und dran geweſen, es dem König von Preußen zu ſchicken. Aber durch wen? Ein Kurier war ihr nicht ſicher genug, wenn ſie ſich's überlegte. Sie ahnte, wie wichtig dem König das Dokument ſein könnte. Manchmal war ſie auch entſchloſſen, einfach auszurücken und unterwegs eine Poſtchaiſe abzuwarten, um den Brief dem König ſelbſt zu überbringen. Dann würde ſie Gelegenheit haben, für Köckeritz und ihre Liebe vor Seiner Majeſtät eintreten zu können.

Aber ſchließlich hatte ſie doch nicht den Mut zu einer ſolchen Verwegenheit, das Alleinreiſen war ihr durch das Abenteuer auf der Herfahrt reichlich verleitet, und letzten Endes hätte ſie es auch nicht fertig gebracht, Gwendolyn Fröhlich für all ihre Fürſorge und faſt mütterliche Güte durch eine Flucht zu erſchrecken.

Nun war ſchon ſo viel Zeit vergangen, und noch immer lag das Schriftſtück nutzlos wohlverwahrt im unterſten

Schubkasten der Kommode ihres kleinen Giebelzimmers, das sie im Hause der Muhme bewohnte.

Gwendolyn Fröhlich, das kleine Weiblein mit den blitzblanken Augen im Gesicht, das trotz der weißen Haare noch immer rosig und glatt aussah, bemerkte schon längst die heimliche Unruhe in Ilsabe. Sie schob es auf die Mädchensehnsucht nach dem Geliebten und die Sorge um sein Schicksal. Denn selbstverständlich hatte ihr Ilsabe, gleich als sie gekommen war, die ganze Herzens- und Leidensgeschichte ihres jungen Lebens erzählt, und Gwendolyn Fröhlich hatte sie mütterlich in die Arme genommen: „Es wird schon alles gut, Kind."

Ilsabe hatte halb geschluchzt und halb gelacht:

„Wenn ich das nicht wüßte, Muhme, hätte ich mich auch schon längst zu Hause in die Havel gestürzt."

Ja — aber nun? Gwendolyn Fröhlich war gar nicht zufrieden mit der kleinen Komtess', und sie ärgerte sich ein wenig, daß sie nicht den Mund auftat, um sich zu erleichtern.

Auch heute wieder — das Mädel konnte einem wirklich bald leid tun, und war doch schon manche Tage so froh und lustig gewesen. Da saß sie nun am Spinett im Wohnzimmer, fitschelte mit den feinen Fingern über die Tasten, die einen so hellen, silbernen Ton hatten, fand hier und da eine Melodie, brach wieder ab, fing von neuem an und hämmerte schließlich mit beiden Händen wild in die Tastatur, um dann vom Stuhl aufzuspringen.

Es hatte sich wahrhaft greulich angehört.

„Aber Kind —", sagte Gwendolyn Fröhlich, die in ihrem bequemen Sessel saß und an dem tausendsten Spitzendeckchen in ihrem Leben häkelte, mit leisem Vorwurf. Sie hatte sich bei dem Schreck akkurat in den Finger gestochen.

„Ach — ich bin wohl sehr ungezogen, chère tante?" stieß Ilsabe leise hervor. „Verzeih —. Ich — ich muß an die Luft. Spazierengehen. Nur so durch's Dorf."

Sie schlüpfte zur Tür hinaus und war wütend über sich selbst.

„Der Brief — der Brief — er macht mich noch ganz verrückt!" dachte sie böse. „Am Ende verbrenn' ich ihn noch!"

Dann stand sie auf der Straße. Langsam begann die Sonne zu sinken. In violetten Farben segelten die Wolken über den Himmel. Hier und da standen in der Dorfstraße junge Burschen mit ihren Mädels oder allein in Gruppen. Die Stille des Feierabends lag über den Häusern. Hunde bellten. Katzen schlichen auf Raub oder zu leidenschaftlichen Liebesschlachten.

Die ganze Welt schien voll Lust und Heiterkeit zu sein.

Ilsabe wanderte die Straße entlang, an den Gartenzäunen vorbei, an den Steinstufen der kleinen Häuser vorüber, auf denen die Alten saßen und in den Abendfrieden träumten. Kinder spielten noch auf den Höfen und krakehlten lustig.

Ilsabe tat das Herz weh.

Alle Menſchen hier ſind froh, zufrieden und glücklich, dachte ſie. Und ich? Was bin ich?

Sie preßte die Lippen zuſammen.

Mit einemmal ſtutzte ſie und ſchrak leicht zuſammen.

Ein Gruß klang an ihr Ohr. Kurz, militäriſch, ein bißchen erſtaunt und ein bißchen freudig.

„Guten Abend, gnädige Komteſſ'!"

Sie blickte zur Seite.

Da ſtand an einem Zaungitter ein Hüne von Kerl. Jung, ſtramm, ſalutierend. Ein Rieſe Goliath in dem blauen Rock der Potsdamer Leibgrenadiere. Wahrhaftig — die Potsdamer Montur! Nur die hohe Blechmütze fehlte und die Zopfperücke. Dem jungen, baumlangen Menſchen hing das braune Haar keck in die Stirn hinein.

Ilſabe war mit einem Ruck ſtehen geblieben.

„Na — aber —!" entſchlüpfte es ihr, während eine leichte Röte ihre Wangen färbte.

„Woher kennen denn Sie mich — —?"

Aber als ſie in das friſche, gebräunte Geſicht blickte, erkannte ſie ihn auch ſchon. Du lieber Gott, wer in Potsdam kannte nicht dieſen jungen Rieſen! Den Flügelmann und Trommler vom Leibbataillon! Wie oft war er am Hauſe von Seydlitz des Morgens vorbeimarſchiert, wenn ſie ſelber nach Köckeritz mit klopfendem Herzen Ausſchau gehalten hatte.

„Grenadier Vollmann —", ſagte der Rieſe mit breitem Lächeln, als habe er Meldung zu erſtatten. „Seit einer

Woche auf Urlaub in Leuthen! Zu dienen, gnädigste Komtesse!"

„Der Bollmann — natürlich", stieß sie leise hervor.

„Jetzt erkenn' ich Ihn genau. Und Er hat mich gleich erkannt?"

Der Grenadier grinste.

„Ist doch klar! Wenn man seit sechs Jahren in Potsdam dient —!"

Ilsabe lachte. Mit einem Male war ihr das Herz ganz leicht.

„Der Bollmann", flüsterte sie noch einmal. „Was für eine hübsche Ueberraschung!"

Ein Grenadier aus Potsdam hier in Leuthen. Es war beinahe, als grüße die Heimat herüber.

„Nun, da sag' ich Ihm von Herzen „guten Abend". Er bleibt noch länger hier?"

„Zu dienen, fünf Tage noch. Der Vater war ein bißchen bös' marode. Aber nun geht's wieder."

„Ah — Seinen Eltern gehört das Haus?"

„Jawoll — Befehl! wollt' ich sagen!" grinste Bollmann in strammer Haltung.

„So, so — also noch fünf Tage."

„Man sehnt sich doch wieder nach Potsdam."

„Ja — oh wie sehr", stimmte Ilsabe impulsiv bei.

Mit einem Mal blickte sie forschend in das Gesicht des Riesen.

„Da fährt Er also in fünf Tagen wieder zurück. Bis

dahin kann ich Ihn hier jederzeit treffen; oder Er kann zu mir kommen, wenn ich nach Ihm ſchicke?"

„Befehl, Komteſſe, zu dienen!" brüllte der Rieſe, „zu jeder Zeit."

„Exzellent, Vollmann."

Sie nickte ihm freundlich zu. Ein paar ſchmutznaſige Jungen und ſtrammbezopfte Mädels hatten ſich bereits eingefunden, um Maulaffen feilzuhalten. Es fiel allbereits auf, daß ſie ſich ſo lange mit dem Grenadier unterhielt.

Der ſalutierte mit Aplomb und Ilſabe machte kehrt, um ſchleunigſt wieder nach Hauſe zu gehen. Sie hatte keine Luſt mehr, durch die Wieſen zu wandern — es drängte ſie zur Muhme zurück, zurück in ihr Zimmer, zurück ans Spinett. Sie hatte mit einem Mal ſo viel Fröhlichkeit in ſich, und ſie wußte, daß, wenn ſie ſich nun ans Spinett ſetzte, ihre Finger nicht mehr ſo unluſtig und verzweifelt über die Taſten irren würden. Sie wußte es ganz genau.

Es war auch ſo. Zuerſt fiel ſie der kleinen Gwendolyn Fröhlich um den Hals, nachdem ſie die Wohnſtube betreten hatte, daß ſie ſich zum zweitenmal mit der fleißigen Nadel in den Finger ſtach.

Aber diesmal nahm ſie's nicht übel, denn ſie ſah wieder in ein junges, roſiges, fröhliches Demoiſellengeſicht und hörte eine lachende Zwitſcherſtimme:

„Alſo, da bin ich nun ſchon wieder. Und jetzt klapp' ich den Deckel noch mal auf und ſpiel' Euch was Feines vor. Jetzt wird's nämlich beſſer gehen!"

Sie flatterte schon zum Spinett und sah nicht mehr das leise Kopfschütteln und das stille Lächeln der Muhme. Die Hände schlugen die Tasten an — silbern schwang der Ton durch die Stube — wurde zu einer sanften, frohen, glückhaften Melodie.

Gwendolyn Fröhlich lauschte vor sich hin. Ist das kleine, sehnsüchtige, unruhige Herz wieder ruhig und zufrieden geworden, dachte sie lächelnd. Ungebärdige Jugend!

Wahrhaftig — jetzt ging die Melodie da doch richtig über in den Rhythmus eines Marsches? Des Hohenfriedberger? Und ordentlich kräftig hämmerten die kleinen Hände in die zerbrechliche Tastatur. Hinter der hellen Mädchenstirn aber hämmerten im gleichen Takt energisch die Gedanken: Jetzt weiß ich, wie's gemacht werden muß! Geliebter, ich werd' dem König was dazuschreiben, daß er dich auf der Stelle freilassen muß, wenn er außer seinen Soldaten noch wirkliche Menschenliebe im Herzen hat! Compris, mein Geliebter? Augen soll er machen, Seine Majestät! Augen, wie Granaten, so groß!

Der Marschrhythmus schlug klirrend gegen die Wände, und all die vielen Vasen und Tassen und Nippesfigürchen auf den Konsolen hopsten und klirrten und zitterten fröhlich mit.

„So — bums — krach!"

Ilsabe hieb drein, als wolle sie das Spinett zerschmettern, und dabei schrieb sie in Gedanken: „Und wenn Majestät nun dem Köckeritz nicht Pardon geben, dann wünsch'

ich Majestät eine Bataille wie eine leibhaftige Hölle und —"

Aber da hatte sie schon „krach" gesagt und der Marsch war zu Ende und sie sprang lachend auf.

„Mädel, du könntest ja Tambourmajor werden", rief Gwendolyn Fröhlich heiter aus. „So ein Temperament mit einem Mal und so eine kriegerische Musici —!"

Dieser Abend war wieder voll Frohsinn und Gemütlichkeit, wie früher.

Am nächsten Tage saß Ilsabe lange allein in ihrem Zimmer. Sie hatte rosig-erhitzte Wangen, da sie am Tisch saß und den Federkiel langsam über den Bogen Papier bewegte, der vor ihr lag. Da hieß es, jedes Wort, das dann schwarz auf weiß stand, klug zu überlegen.

Und wieder zwei Tage später traf sie den Grenadier Bollmann an dessen Gartenzaun. Aber diesmal trat sie durch das Gatter und winkte den Potsdamer Flügelmann unter den Schatten der Bäume heran.

„Bollmann — Er ist doch ein Soldat von echtem Schrot und Korn?"

„Befehl, Komtesse!"

„Ich hab' Vertrauen zu Ihm. Und ich bitt' Ihn um einen Dienst. Einen Dienst, der einen ganzen Mann erfordert."

Bollmann reckte sich stolz in der Brust. Ilsabe zog schnell einen dicken Umschlag aus dem Mieder hervor. „Das hier, Bollmann, das muß Er, wenn Er nach Potsdam zurück-

kommt, Seiner Majestät, dem König von Preußen, persönlich übergeben. Es — es ist außerordentlich wichtig, versteht Er?"

„Befehl, Komtesse!"

„Persönlich übergeben, Bollmann! Gleich, wenn Er in Potsdam ist. Er muß sehen, wie Er das anstellt. Er ist ja ein gewitzter Kopf."

Ihre Augen strahlten ihn ermunternd an und ihm wurde ordentlich warm unter dem blauen Rock und der gelben Weste mit den blanken Knöpfen.

„Ich werde Seine Majestät zu sprechen wissen", sagte er mutig. „Komtesse dürfen sich darauf verlassen."

„Und zu keinem anderen ein Wort über diesen Auftrag! Zu niemandem!"

„Zu niemandem!" schnarrte Bollmann und nahm nun den Brief in Empfang. Ihm war ordentlich gehoben zumute.

„Und hier — ein Taler, Bollmann. Von Leuthen nach Potsdam ist ein weiter Weg. Grenadiere haben immer Durst."

„Befehl, Komtesse!"

Es klang herzlich und aufrichtig, und die mächtige Hand umschloß den Taler mit bemerkenswerter Wärme. Bollmann hatte schon an diesem Abend einen gewaltigen Durst, und als er von Leuthen abreiste, war von dem Taler nicht mehr viel übrig, aber das Schriftstück steckte wohlverwahrt in seiner Tasche.

25. Kapitel

Es war Anfang Auguſt, als Seiner Majeſtät dem König der Grenadier Bollmann gemeldet wurde.

„Grenadier Bollmann?"

Er dachte ein wenig nach. Richtig, der Rieſenkerl von Flügelmann. Was wollte der?

„Was will denn der Kerl?"

Hauptmann Bevern ſagte: „Er iſt vom Urlaub zurück."

„So, meinetwegen."

„Und hat ein Schreiben, daß er Seiner Majeſtät nur perſönlich überreichen will. Es iſt äußerſt eilig, meint er."

„Meint er, ſo, ſo. Und er muß mich unbedingt ſprechen?"

„Er hat ſeinen Kopf, der Bollmann!"

„Gut, dann ſoll er in Teufels Namen kommen, der Monſieur Grenadier!"

„Befehl, Majeſtät!" —

Der Grenadier Bollmann vom Leibgarderegiment erſchien. Der König ſah wie ein Zwerg gegen dieſes Prunkſtück ſeiner „langen Kerle" aus. Die Montur blitzblank geputzt. Hand am Helm.

„Na, was hat Er auf dem Herzen?"

Wohlgefällig muſterte der König den Staatskerl.

„Melde mich vom Urlaub in Leuthen zurück."

„Aha! Mein Sohn, das hätt' Er auch ſeinem Hauptmann melden können —"

„Und habe ein Schreiben von der Komteſſe von Seyd-

litz zu überbringen, die ſich zur Zeit in Leuthen aufhält. Die gnädigſte Komteſſe wagte nicht, das fragliche Dokument früher zur Abſendung zu bringen; ſie brauchte einen vertrauenswürdigen Boten. Da kam ſie auf mich, und es paßte gerade —"

Er zog einen Brief aus dem Aermelaufſchlag und reichte ihn dem König.

Der runzelte die Stirn.

Die Komteſſe von Seydlitz? Etwa ein Gnadengeſuch? Aber das wäre ja lächerlich!

Er ſah Bollmann ſcharf an.

„Warte Er!"

Der ſtand wie ein Baum.

Der König riß den Brief auf. Ein Dokument fiel ihm entgegen. Dazu ein Schreiben von Ilſabes Hand. Er las es zuerſt. In ſeinem ſtrengen Geſicht prägten ſich Spannung, Schrecken und Ueberraſchung aus. Haſtig griff er nach dem Dokument und überflog es. Schmal wie ein Strich waren ſeine Lippen. In den Muskeln ſeines Geſichtes zuckte es.

„Canaillen!" ſtieß er hervor.

Er ſchien die Gegenwart des Grenadiers ganz vergeſſen zu haben. In ſeinen hellen, ſcharfen Augen leuchtete Triumph.

„Sie ſollen preußiſche Hiebe kennenlernen!"

Er ließ das Schriftſtück ſinken und blickte Bollmann an.

„Weiß Er, was hier drin ſteht?"

„Nichts, Majeſtät! Gott behüte!“

„Gut, gut! Er hat ſeine Miſſion brav ausgeführt.“

Die Stimme des Königs klang ungewohnt freundlich.

„Laß Er ſich aus meiner Privatſchatulle zwanzig Taler auszahlen.“

Er kritzelte ein paar Zeilen auf ein Stück Papier und reichte es ihm.

„Er meldet ſich damit beim Geheimen Sekretarius Finkler. Der Lakai ſoll Ihn führen! Verſtanden?“

Vollmann brüllte, daß die Wände zitterten:

„Befehl, Majeſtät!“

Donnerwetter, zwanzig Taler! Mußte eine gute Nachricht in dem Brief geſtanden haben. Zwanzig Taler! Da konnte er ſich ein paar Wochen lang gehörig ſatteſſen! —

Einige Stunden ſpäter wurde Graf Seydlitz, des Königs Vertrauter, zu Seiner Majeſtät gerufen.

„Graf, Seine Tochter hat mir geſchrieben!“

Seydlitz erblaßte. War das Mädel verrückt geworden? Welche Kühnheit! Er ſtand wie feſtgewachſen. Und war verblüfft, als er das karge Lächeln um des Königs Mund ſah.

„Nur nicht erſchrecken, lieber Freund. Ich bin Seiner Tochter deswegen nicht böſe.“

Seydlitz begriff nicht.

„Im Gegenteil — ich glaube, ich habe Veranlaſſung, der kleinen Komteſſe dankbar zu ſein.“

„Ich verſtehe nicht —“

„Nun, ja, wie ſollten Sie auch, Seydlitz. Aber — ich

gratuliere Ihm zu dem Mädel! Hat Courage und Räſon! Seltene Eigenſchaften bei Frauen. Sehr ſelten. Werd's mir merken."

Er wurde wieder ernſter.

„Da, leſen Sie das vorerſt, mein Freund."

Er reichte dem Grafen das Dokument, das dieſer langſam und gründlich durchlas.

„Geheimvertrag mit Sachſen", murmelte er erſtaunt. „Er ſieht echt aus. Ja, mein Gott, woher —"

„Er iſt echt!" rief der König aus. „Er beweiſt, daß die Verbindung der beiden kaiſerlichen Unterröcke mit Frankreich bereits fertig iſt, daß ſogar Sachſen ſich meinen Feinden angeſchloſſen hat! Die Schufte! Im Herbſt wollen ſie über Preußen herfallen wie ein Rudel Hunde aus dem Hinterhalt. Meine Ahnung, Seydlitz! He? Da haben wir den Beweis!"

Er hatte das Dokument wieder an ſich genommen und knallte mit der Fauſt darauf.

„Sie ſollen ihr Wunder erleben, die Herrſchaften! Ah, eine böſe Ueberraſchung ſoll Ihnen zuteil werden! Der König von Preußen ſchläft nicht auf ſeinen Lorbeeren. Auf dieſes Beweisſtück hab' ich gewartet! Jetzt, Seydlitz, hab' ich freie Hand! Die große Katharina ſoll einen Schreck kriegen, daß ihr das liebeskranke Herz in die Hoſen rutſcht, haha! Maria Thereſia hat ſowieſo ſchon von mir die Gelbſucht! Und die kleinen Hunde — die puſte ich über Nacht weg!"

Sein Geſicht ſah wie aus Stahl gegoſſen aus. In ſeinen Augen war ein heimliches Leuchten.

„Ich bin gerüſtet, Seydlitz.“

„Ich weiß es, Majeſtät.“

„Dieſes Dokument fehlte mir noch. Es beſtätigt alles, was ich bereits erfahren habe.“

Der König ſtarrte darauf nieder wie abweſend. Klangen in ſeinem Hirn ſchon Trompetengeſchmetter und Vivatgeſchrei? Sah er ſchon die entrollten Fahnen über ausrückenden Regimentern flattern, nächtliche Biwakfeuer, ſtürmende Grenadiere? Er ſtrich wie ſinnend mit der Hand über die Stirn, als wiſche er ſeine Gedanken fort.

„Man wird ſofort den Kriegsrat einberufen, Seydlitz. Morgen, übermorgen. Noch ſind die Oeſterreicher nicht mit ihren Rüſtungen fertig. Ich falle über ſie her wie ein Wolf. Ich jage durch Sachſen, ehe ſie ſich's verſehen.“

Seydlitz nickte.

Das Wort Krieg flatterte ungeſprochen durch das Zimmer. Es ahnte niemand, daß es ein Krieg von ſieben Jahren werden würde, ein Krieg, in dem die Schickſalswaage bedenklich hin und her ſchwankte, bis dennoch der preußiſche Adler ſiegen ſollte und Preußen groß und machtvoll in der Welt daſtehen würde. Ahnte keiner, daß in dieſer Stunde der Engel des Ruhms in das Zimmer ſchwebte und unſichtbar einen Lorbeer auf die zerfurchte Stirn des Königs hielt, den man einſt Fridericus, den Großen, nennen würde. —

„Und was hat meine Tochter mit alledem zu tun?"

Graf Seydlitz fragte ſtill und erwartungsvoll.

Der König gab ſich ſichtlich einen Ruck.

„Die Komteſſe — richtig. Sie ſchickte mir dieſes Dokument."

„Unmöglich!"

„Was iſt unmöglich, Graf. Sie ſehen ja. Die Mademoiſelle ſchreibt mir mit ſchöner Offenheit, wie ſie in den Beſitz dieſes Schriftſtückes gelangt iſt. Ein richtiges Abenteuer, aus dem ſie mit Ruhm hervorgegangen iſt. Ein fabelhaftes Frauenzimmerchen. Und hat ſich wohl überlegt, wie ſie mir die Sache am ſicherſten zuſtellen konnte. Hätte nicht geglaubt, daß Frauenzimmerchen ſo viel Ueberlegung haben können. Scheint alſo doch nicht ſo ein Springinsfeld zu ſein, Dero Tochter! Hab's mir gemerkt."

„Majeſtät ſehen mich völlig überraſcht. Ein Abenteuer? Meine Tochter?"

„Keine Beſorgnis mehr, Graf. Ich will's Ihm erzählen. Im Brief ſteht da noch ein Paſſus am Ende, den Er nicht zu leſen braucht. Meine Sache! Muß mir's durch den Kopf gehen laſſen."

Er erzählte dem Grafen von dem Abenteuer, das Ilſabe auf ihrer Reiſe zu beſtehen hatte, wie ſie es in ihrem Brief ſchilderte. Seydlitz hörte in verhaltener Erregung zu.

„Davon hat ſie mir kein Wort geſchrieben."

Der König lächelte mild.

„Sie wollte wohl ihrem Vater keine Aufregung bereiten.

Im übrigen scheint sie ja in Leuthen recht gut aufgehoben zu sein. Aber auf den Köckeritz läßt sie nichts kommen. Frauen sind doch kuriose Menschen, wie?"

Das Gespräch glitt auf andere Dinge über. Eine Weile später war Seydlitz entlassen. —

Der König saß noch eine Weile sinnend an seinem Arbeitstisch. Ueberlas noch einmal den letzten Teil von Ilsabes Brief. Sie hatte mit dem Instinkt der klugen, liebenden Frau erraten, daß mit der Uebersendung des wichtigen, politischen Dokuments an Seine Majestät die beste Gelegenheit geboten war, für den Geliebten ein Wort einzulegen. Sie kannte des Königs Strenge, aber sie kannte auch seine Dankbarkeit für wertvolle Dienste. Nun waren schon drei und mehr Wochen seit jenem Ereignis in Sanssouci vergangen, vielleicht war der König sowieso milder gestimmt.

„Majestät", so schrieb sie da am Schluß, „werden mir unter den gegenwärtigen Umständen nicht verübeln, wenn ich für meinen zukünftigen Eheherrn, den Herrn Hauptmann von Köckeritz, ein gutes Wort einzulegen wage. Ich habe erst später erfahren, welchen Vergehens Majestät ihn beschuldigt: Er soll ein Seiner Majestät gegebenes Wort gebrochen haben! Mit Verlaub — das ist gewißlich eine zu strenge Auffassung. Ich schwöre bei Gott, daß der Herr von Köckeritz und ich schon vor seiner ersten Audienz bei der Königlichen Hoheit uns geliebt haben. Majestät werden zugeben, daß ich als Mädchen das unbedingt wissen muß. Und ich muß betonen, daß mir der Köckeritz nicht ‚den Kopf

verdreht' hat, sondern mich ehrlich liebt, so wie ich ihn, und daß ich mit Gottes Hilfe sein Ehegemahl werde. Wollen Majestät in Gnaden nach einem guten Flötenspiel den Fall noch einmal überdenken. Preußen hat nur ein kleines Heer, und jeder Offizier steht mit dem Degen hinter seinem König. Daß Herr von Köckeritz nicht der schlechteste von ihnen war, das weiß ganz Potsdam. Sollte der König von Preußen wirklich so leicht einen seiner besten Edelleute entbehren können?

Majestät werden mir diese Zeilen verzeihen. Sie kommen aus einem liebenden Herzen und appellieren an die Güte eines gerechten Königs!"

„Potzblitz — man muß das wirklich ein paarmal lesen", murmelte Friedrich und lachte leise. Die Luft im Zimmer stand förmlich still vor diesem ungewohnten und unzeremoniellen Lachen.

„Ein Racker, die Komteß Ilsabe! ‚Nach einem guten Flötenspiel' soll ich mir die Sache noch einmal überdenken! Sie kennt mich, der Racker! Sie kennt meine guten Stunden! Was soll man da machen?"

Er stand auf. Die Hände auf dem Rücken.

War er doch zu streng gegen Köckeritz gewesen? Dieses Mädel hätte ein Advokat werden sollen!

Nachdenklich trat er an den Notenständer, auf dem die Flöte lag.

Er nahm sie in die Hand und setzte sie an die Lippen. Ein paar Triller flogen in die Luft. Leicht und beschwingt.

„Und appelliere an die Güte eines gerechten Königs —"

Merkwürdig, daß er diesen Satz nicht aus dem Gedächtnis los wurde.

Er setzte die Flöte ab und lauschte dem letzten Ton wie einer kleinen Offenbarung.

Ja, er hatte der Ilsabe von Seydlitz das Dokument zu verdanken! Es war schon was! Ein couragiertes Frauenzimmer, diese Ilsabe! Man konnte Respekt vor ihr haben. Handhabte die Feder wie ein Geheimrat, haha!

Plötzlich griff er nach der Klingel.

„Der Sekretarius Finkler soll kommen!" befahl er dem Lakaien.

Und dann spielte er noch einige Augenblicke auf der Flöte, und als Finkler erschien, die weiß gepuderte Perücke sehr sorgsam frisiert und überhaupt in seinem Aeußeren von einer adretten Sauberkeit, zwinkerte ihm der König launig zu.

„Ist Er auch der Meinung, daß ich in der heutigen Zeit jeden Offizier dringend gebrauche?"

Finkler sagte entschlossen:

„Unbedingt!"

„Dann also schreib Er!'

Und Finkler setzte sich mit gespitzten Ohren an den Tisch.

26. Kapitel

Köckeritz hatte in seinem Leben noch nie einen Raum so genau abgemessen wie die Zelle der Festung, die ihm als Wohn- und Schlafraum diente. Fünf Schritt in der Länge, vier in der Breite und von Ecke zu Ecke sechs.

Daß man in so einem Käfig atmen konnte! Es war erstaunlich.

Aber es ging.

Man konnte Tag um Tag und Nacht um Nacht darin hausen, ohne zu verrecken. Man konnte gegen die Wände hämmern, ohne daß ein Laut nach draußen drang. Man konnte laut singen:

„Im Park — im Park von Sanssouci,
Da geht im Mondenschein
Ein neues Flüstern um und um —"

Ohne, daß es jemand hörte! Man konnte fluchen wie ein Hunne, ohne daß sich jemand darum bekümmerte. Es war wundervoll — und es war zum Verzweifeln! Man konnte verrückt dabei werden. Man konnte mit dem Kopf gegen die Eisentür rennen. Konnte mit den Fäusten am Fenstergitter rütteln. Es nützte alles nichts. Man war wehrlos in diesen Kasematten, war ein gefangenes Tier, das vergebens nach Freiheit brüllt.

Alltäglich kam der Aufseher und brachte ihm zweimal Essen. Alltäglich schrie Köckeritz ihn an:

„Ist das Kriegsgericht schon zusammengetreten?"

Und immer dieselbe Antwort:

„Noch nicht!"

Oh, das Kriegsgericht hatte Zeit. So schnell arbeiteten die Aktenfuchser nicht.

Köckeritz verfaßte lange Eingaben. Er verlangte sein Urteil, verlangte Gerechtigkeit! „Ich bin kein Mörder", schrieb er, „den man schon vor dem Urteil zu Tode zu martern sich herausnehmen kann. Ich verlange schnellste Erledigung der Affäre."

Aber seit wann arbeiteten Behörden schnell und gerecht?

Nach zwei Wochen sah Köckeritz ein, daß es Umstände gab, in die man sich fügen mußte. Man konnte mit dem Kopf keine Mauern einrennen.

Da fügte er sich, mit einer schlimmen Wut im Herzen. Aber langsam keimte in ihm der Gedanke, sich selbst zu befreien. Alles auf eine Karte zu setzen.

Der Aufseher schien ja ziemlich vertrauensvoll und leichtsinnig zu sein.

Am Ende der dritten Woche seiner Haft war er entschlossen, ihn mit der Kraft seiner Hände zu überwältigen und die Flucht zu versuchen. Dies hier mußte ein Ende haben. Man hatte ihn den tollen Köckeritz genannt — gut, so wollte er es auch sein. Und sollte die Zukunft zum Teufel gehen, er mußte Ilsabe wiedersehen! Mußte sie wieder in die Arme reißen können wie einst.

Eine eiserne Entschlußkraft war in ihm. —

Der Tag, den er zur Ausführung seines Vorhabens bestimmt hatte, war da.

Schon hörte er, das Ohr fest an die Tür gepreßt, Schritte im Gang. Der Aufseher kam wohl mit der Frühmahlzeit: Eine Wassersuppe und einen Kanten Schwarzbrot.

Köckeritz wich in die Ecke neben der Tür zurück. Im Augenblick, da der andere sorglos hereintrat, wollte er ihn sofort an sich ziehen, die Tür zuwerfen. Alles andere mußte schnell gehen — Kleiderwechsel, Fesselung des Aufsehers, und dann — ade, Spandau!

Ein toller Streich.

Der Schlüssel klirrte im Schloß.

Köckeritz stand zum Sprung geduckt. Alles hatte er sich genau ausgedacht: Zuerst die Faust auf den Mund des Opfers. Kein Schrei durfte gehört werden.

Noch eine Sekunde —

Jetzt!

Er sprang zu. Die Faust nach vorn. Ja, Donnerwetter, ein Köckeritz überlegt sich so was. Nun die Tür zu, damit kein Laut draußen —

Dann prallte Köckeritz zurück.

„Zum Teufel —!"

„Ah — Himmel, Kreuz und Flintenstöcke, sind Sie wahnsinnig, Köckeritz?"

Der stand völlig überrascht und starrte den stellvertretenden Festungskommandanten wie ein Gespenst an.

„Sie sind es?"

Der zupfte sich die Halsbinde zurecht und fuhr mit dem Aermel über das Gesicht.

„Zu dienen, Herr von Köckeritz — meine Wenigkeit!"

Der untersetzte, wegen seiner Gemütlichkeit allgemein bekannte und geschätzte Kommandant schnitt eine Grimasse, die etwas böse aussah.

„Ich dachte, der Aufseher wär's", sagte Köckeritz hervorstoßend.

„Und waren im Begriff, den schneidigsten Ausbruch zu riskieren. Viel Glück! Man hätte Sie im Hof über'n Haufen geschossen.

Köckeritz zuckte die Achseln.

„Wer weiß", sagte er ironisch.

Jener hatte sich wieder gefaßt und lächelte.

„Ihr Glück, daß ich kam, Bester."

„Wie man's nimmt. Also —?"

„Hm, ich wollte Sie nämlich persönlich bitten, mir gütigst zu folgen."

„Wohin?"

„In mein Amtszimmer.'

„Ah, das Gericht hat endlich Beine gekriegt? Sie sehen, es war auch höchste Zeit."

„Hab' ich gemerkt', antwortete der Kommandant spitz. „Aber nun kommen Sie schon."

Etwas verwundert folgte ihm Köckeritz.

Dann stand er dem Kommandanten in dessen Zimmer

gegenüber. Auf dem Tisch lag der Degen, den man ihm abgenommen hatte. Den sah er zuerst. Und dann bemerkte er, daß des andern Gesicht ernst und gewichtig, beinahe feierlich aussah.

Er hielt ein Schriftstück in der Hand.

„Ich lese Ihnen vor", sagte er.

„Bitte."

„Kabinettsorder, von Seiner Majestät eigenhändig gesiegelt und unterzeichnet. Ich bestimme, daß der Monsieur von Köckeritz, Hauptmann beim Garderegiment, sofort auf freien Fuß zu setzen ist. Das eingeleitete Verfahren gegen ihn ist hiermit niedergeschlagen. Wenn er mir auch einen gehörigen Aerger zugefügt hat, so sei ihm das in Gnaden verziehen. Er hat sofort wieder seinen Dienst anzutreten und sich bei mir zu melden. Friedrich Rex."

Köckeritz stand wie ein Standbild.

Das war mehr, als er erhofft hatte.

Der Kommandant sagte mild: „Sie sehen, der König ist Ihnen wieder wohlgesinnt. Ihr Degen, Kamerad!"

Er nahm den Degen vom Tisch und reichte ihn Köckeritz, der wie aus einem Traum erwachte und ihn mechanisch anschnallte.

„Ich bin doch nicht verrückt?" sagte er behutsam, sich im Zimmer umblickend. „Und Sie, Sie sind der Kommandant von Spandau? Keine Vision? Sie leben?"

Da lachte dieser schallend heraus.

„Kommen Sie zu sich, Kamerad! Es hat alles seine

Ordnung. Sie ſind durchaus normal und haben richtig gehört. Sie ſind frei. Sie gehen als Edelmann wieder nach Potsdam. Und das von vorhin — wollen wir beide als nicht geſchehen betrachten, wie? Es braucht niemand davon zu wiſſen. Alſo, gute Reiſe, Herr von Köckeritz."

Er reichte ihm die Hand, in die dieſer kräftig einſchlug.

„Dank! Ein Vivat Seiner Majeſtät!"

Er fühlte eine wunderbare Leichtigkeit und Fröhlichkeit in der Bruſt. Und als er eine Weile ſpäter im Freien ſtand, hätte er alle Welt umarmen können.

Zurück nach Potsdam! —

Mit Begeiſterung empfingen ihn die Kameraden. Er fragte Schlegel nach Ilſabe und erfuhr, daß ſie fort war — unbekannt, wohin!

Das war der erſte Dämpfer auf ſeine Freude. Aber er war nicht ohne Hoffnung.

„Ich finde ſie, und wenn Seydlitz ſie in einem Mauſeloch verſteckt hielte."

Aber vorerſt mußte er zum König. Was konnte den bewogen haben, ihn ſo urplötzlich wieder in Freiheit zu ſetzen? Hatte er ſeine Ungerechtigkeit eingeſehen? Genug, er mußte ſich melden.

Der König empfing ihn mit den Worten:

„Da iſt Er alſo wieder! Und ſieht trotz Feſtungsmenage ſo proper aus wie vorher. Iſt Er zufrieden mit mir?"

Köckeritz lächelte verſöhnlich.

„Danke, Eure Majeſtät!"

„Von. Ich hab' mir's überlegt gehabt. Jemand riet mir, die Sache noch einmal zu überdenken. Da bekam die Affäre ein anderes Aussehen. Für die heimlichen Stelldicheins in Sanssouci war's Strafe genug."

„Vollkommen, Majestät!"

„Dann bedank' Er sich nur bei der Demoiselle Seydlitz!"

Köckeritz glaubte seinen Ohren nicht zu trauen.

„Majestät —"

„Schon gut. Ich denk' auch, ich kann jetzt jeden Offizier besser gebrauchen als in den Kasematten. Er führt einen guten Degen, ich weiß das von Hohenfriedberg und Soor her. Also, Herr Hauptmann, tu Er alles, um bald zu avancieren, damit Er seine Liebste nicht zu lange warten läßt."

„Majestät, wo ist sie?"

Friedrich lächelte still.

„Da darf ich Ihm nicht antworten. Graf Seydlitz hat's verboten. Aber Er wird sie bestimmt finden. So was macht doch einem Köckeritz keine Mühe. Und wenn es soweit ist, werd' ich beim Seydlitz ein gutes Wort für Ihn einlegen. Das muß Ihm vorerst genügen."

„Ich danke Euer Majestät."

„Zuvörderst geht aber Kriegsdienst über Liebesdienst, Herr Hauptmann!"

Köckeritz riß sich zusammen.

„Mein Blut für den König von Preußen!"

Und im stillen fügte er hinzu: „Und Ilsabe!"

Dann war er entlassen. —

Er hatte keine Zeit mehr, lange Nachforſchungen nach Ilſabe anzuſtellen. Die Ereigniſſe überſtürzten ſich. Der König hatte recht gehabt: Zuvörderſt kam der Kriegsdienſt! Getreu ſeinem Grundſatz, daß die Attacke die beſte Verteidigung war, ſtand ſein Heer zum Einfall in Sachſen bereit, bevor ſein Gegner, wie er wußte, noch vollſtändig gerüſtet war. Er kam ihm zuvor.

Krieg! flammte es in glühender Schrift über den Himmel Europas! Krieg! gellten die Trompeten wie Fanfarenſchreie durch das Land! Krieg, Krieg! triumphierten die friderizianiſchen Grenadiere und konnten kaum den Tag des Ausmarſches erwarten!

Vorbei der Gamaſchendienſt in den Garniſonen.

— Krieg, Krieg! —

Im „Pulverhorn" ging es in dieſen Tagen wieder beſonders luſtig und lärmvoll zu. Grenadier Vollmann hatte immer noch zu tun, die Reſte der zwanzig Taler klein zu kriegen, und er tat es auf großzügige Art. Denn draußen im Felde hatte man keine Taler mehr nötig.

„Pieſecke, was machſte bloß, wenn du keine Soldaten mehr an deiner Theke haſt", ſchrie jemand unter der Korona, die ſich da herumdrängte und immer wieder „Lippentriller" beſtellte. „Die paar Handwerker und Nachbarsleute, die ſich mal hierher verirren, werden dir nicht mehr ſo fett machen."

Alle lachten. Pieſecke kratzte ſich hinterm Ohr.

„Na, Jungens, ick warte eben, bis ihr wiederkommt. Ick

ſetz' mir im Winter an' Ofen, und rauch' meinen Bierradener Knaſter. Des is auch ganz gemütlich."

Vollmann brummte:

„Dir ſolltenſe ruhig in 'ne Montur ſtecken und mitnehmen. Tät dir janz jut."

„Bei de Menage würd' ick's aushalten", ſagte Pieſecke gelaſſen.

„Det wär' beſtimmt 'n taktiſcher Fehler", berichtigte Vollmann und rückte ſeinen Haarbeutel zurecht. „Nu jib man 'ne paar ‚Potsdamer Stangen'. Es ſoll uns keiner beim Ausrücken ſagen, wir hätten noch een Troppen Bier bei dir zurückgelaſſen."

Er knipperte ſeinen Bruſtbeutel unter der Weſte umſtändlich auf und warf das letzte Geld hin. Jemand fing ein Lied zu ſingen an, das ſtimmungsgemäß mit den Worten begann: „Bier und Wein — muß geſoffen ſein!" Der und jener brummte begeiſtert mit. Ein anderer verkündete ſtrahlend:

„Ein paar feine Stiebeln habe ich gefaßt — Kinder, damit kann ich bis nach Paris marſchieren."

Sie waren faſt alle heute neu „eingepuppt" worden.

„Der Korporal hat gleich zu mir geſagt, wie ich de Dinger erwiſchte, Menſch, dadrin kannſte je im Sterben ſtehn, ſo bequem ſind die!"

„Kannſt et ja verſuchen", kam ihm Antwort, „bei der Stoppelhopſerei da draußen kann et ſchon leicht paſſieren, Kamerad. So 'n öſterreichiſcher Kuhfuß ballert auch nicht ſchlecht."

„Ach watt! Die renn' wir doch über'n Haufen. Und die Franzmänner — na, da ſchrein wir bloß Victoire, victoire! und die denken, ſie haben jewonn' und rennen retour!"

„Au Backe, mein Zahn!" ſchrie Bollmann und klopfte dem Sprecher lachend auf die Schulter. „Kugeln ſind keene Erbſen, Kamerad! Aber wir werden ſchon tun, was wir können, daruff könn' ſich die drei Unterröcke heilig verlaſſen. Und nu nimmt mal alle die Gläſer und ſchreit mit mir: ‚Vivat, unſer König!'"

Und „Vivat unſer König!" brüllte es durch die Tabagie, daß die Wände zitterten. Augen blitzten. Fäuſte ballten ſich, als ſpürten ſie ſchon den Kolbengriff, wenn es mit gefälltem Bajonett vorwärtsging. Ja, ſie waren alle, wie ſie ſich da um Tiſche und Theke drängten, ſchon voll kriegeriſcher Leidenſchaft und verhaltener Spannung. Für den Krieg waren ſie ausgebildet, hatten ſie jahrelang exerziert — nun war es endlich wieder ſo weit. Jeder wußte, drei große Gegner hatten ſich zuſammengetan, um über das kleine Preußen herzufallen. Da ſpannten ſich ihnen doppelt die Muskeln in Abwehr. Sie wollten ihnen ſchon zeigen, was preußiſche Grenadiere waren! Preußiſche Hiebe!

Vater Pieſecke hatte aus Leibeskräften mitgebrüllt. Nun rief er:

„Kinder — ick bin ja ſo froh. Und wenn mein Laden nu auch ſchlechte Zeiten haben wird, janz egal! Ick freu mir! Ihr Potsdamer werdet's ſchon ſchaffen und uns, die wir hierbleiben müſſen, nicht blamieren! Alſo jetzt jeb' ick für

jeden extra noch 'ne Portion Leber- und Semmelwurst, und wer 'n paar Joldleisten oder 'n Salzhering haben will, der kann 'n ooch kriegen. Ick hab' ooch noch 'ne paar jebackene Plötzen und Barsche da. Des is mir alles gleich. Wenn ihr draußen seid, backt euch keiner mehr so feine Fische, und die Wurscht wird ooch manchmal verdammt knapp sein."

„Det is 'n Wort, Piesecke!"

Die Grenadiere drängten noch näher heran, um vergnügt ihre Portion in Empfang zu nehmen. Wurst war Wurst — und Krieg war Krieg.

Zwei Tage später war Pieseckes Tabagie leer.

Unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches waren die Truppen aus Potsdam ausgerückt. Tag und Nacht, Nacht und Tag hatte es in den Straßen gedröhnt von den Soldatenstiefeln, hatten rauhe Grenadierkehlen ihre Abschiedslieder durch die Gassen gesungen, hatten die Trompeten die braven Bürger aus dem Schlaf gerissen.

Ahnte kein Mensch, daß es ein Krieg auf Tod und Leben werden würde, daß Preußen, daß Deutschland sieben lange Jahre von den Hufen der Pferde, den Stiefeln der Soldaten zerstampft werden sollte! Sieben lange Jahre! —

Schon kamen die ersten Siegesnachrichten aus Sachsen, das von dem Einfall Friedrichs gänzlich überrascht war.

Bei Lobositz war's, wo der erste Sieg erfochten wurde über Sachsen und Oesterreicher, die nicht verhindern konnten, daß die sächsische Armee im Oktober sich ergeben mußte. Aber inzwischen griffen Rußland und Frankreich ein, und

der König begann zu ahnen: Dieser Feldzug war kein Spaziergang, dieser Krieg nahm kein schnelles Ende.

Er hatte recht.

Das Jahr 1757 kam. Ein Frühling, ein Sommer, ein Herbst — längst waren die Monturen der Soldaten grau und braun geworden vom Staub und Dreck der Landstraßen. Längst war man an Krieg gewöhnt.

Und irgendwo an einem Biwackfeuer saß der Hauptmann von Köckeritz und starrte in den Sternenhimmel hinauf mit Augen, die viel Blut und Mord gesehen hatten und in denen ein alter, süßer Traum heimlich glomm.

Wo war das Märchen von Sanssouci? Wo waren die Träume eines verliebten Frühlings, die Glut eines reifen, liebetrunkenen Sommers von einst? Wo war Ilsabe?

Er seufzte leise.

Das mochte Gott im Himmel allein wissen!

27. Kapitel

Immer noch war ein Rufen, Waffenklirren und Brausen in Deutschland. Marschierende Grenadiere, rollende Kanonen, klackernde Hufe der Husarenpferde tönten über die Landstraßen.

So glorreich der Krieg für die preußischen Waffen begonnen hatte, so ahnte man doch, daß er so bald kein Ende nehmen würde.

Vier Weltmächte, Frankreich, Oesterreich, Rußland, Schweden, und noch dazu die angesehensten Reichsfürsten standen gegen Preußen — vier Großmächte! Wie konnte das gut ausgehen? Das kleine preußische Heer gegen die gewaltigen Armeen solcher Gegner! Niemand wagte zu glauben, daß dieses kleine Heer es dennoch nach langem Ringen schaffen würde.

Und während auf den unwegsamen Landstraßen draußen die Grenadierkolonnen marschierten, die Kanonen rollten, die Pferdehufe klapperten, die Kavalleristen ihre krummen Säbel schwangen, waren die Kirchen daheim voll von angstvollen Frauen und ernsten Männern, um bei dem Klang der Glocken auf den Knien zu beten für die Tapferen da draußen, für das Heimatland, für den König, der mitten in seiner Armee war.

Dann fing wohl die Orgel machtvoll zu spielen an, und die Stimmen der Frauen und Männer fielen gläubig und kräftig ein und sangen das preußische Glaubenslied:

„Es zieht, o Gott, ein Kriegeswetter
Jetzt über unser Haupt einher,
Bist du, o Herr, nicht unser Retter,
So ist's für unser Land zu schwer.
Laß uns der Feinde Spott nicht werden,
Die Stolz und Neid zu uns geführt,
Beschütze uns auf unsrer Erden,
Und gib dem Feind, was ihm gebührt! ..."

Durch viele Kirchen im preußischen Land hallte dieses und andere Lieder.

Zu Hause aber probierten die Bürger oft, wenn sie von der Andacht kamen, ihre Flinten. Man mußte gerüstet sein. Wer konnte wissen, ob man nicht in einigen Tagen oder Wochen selbst die Waffen in die Hand nehmen mußte, um sich, seine Lieben und seine Stadt vor dem Feind zu verteidigen? Dieser eine, einzige, hagere Mann im blauen Tuchrock, ihr König, das Herz und Hirn der Millionen Preußen, durch den allein sie lebten oder untergingen, wie sein Land, konnte ja nicht überall sein.

So kam der Winter heran. —

Gwendolyn Fröhlich war gewiß kein ängstliches Weiblein, aber in diesen Wintertagen Anno 1757 hatte sie doch eine ziemliche Bangigkeit im Herzen.

Daß der Krieg auch kein Ende nahm! Bei Roßbach hatte es eine Schlacht gegeben, und glücklicherweise hatte der König von Preußen wieder die Oberhand behalten. Aber was tat das schon!

Nun ſtanden ſchon wieder bei Leuthen franzöſiſche und öſterreichiſche Regimenter, ſeit Wochen waren hier Truppen zuſammengezogen worden, und nachts knallte es hier und da ſchreckhaft in die winterliche Stille hinein.

Das Haus der Gwendolyn Fröhlich ſtand etwas abſeits, ein einſames Gehöft. Man konnte ſich ordentlich fürchten. Es gab ſo wilde Kerle unter der fremden Soldateska.

Es hieß, daß die Preußen ſchon im Anrücken ſeien, daß der König eine neue Schlacht annehmen würde und müſſe, um ſich Luft zu ſchaffen. Und alle Umſtände ſahen danach aus, daß es gerade hier zum Treffen kommen würde.

„Ach, Ilſabe", ſeufzte Gwendolyn Fröhlich, „ich werde ſterben, wenn ſie hier ſo furchtbar ſchießen."

Ilſabe lachte beluſtigt.

„Muhme, du biſt doch ſonſt nicht ſo. Schießen gehört zum Krieg! Was ſoll ich denn ſagen, wo ich ſo ewig lange nichts von meinem Liebſten gehört habe und nur weiß, daß er ſeit Jahr und Tag im Feuer ſteht?"

„Ja, du! Wenn man jung iſt, hat man's leichter, tapfer zu ſein."

Ilſabe lächelte ernſt. Eine ſtille Hoffnung brannte in ihr, daß vielleicht Köckeritz ganz in ihrer Nähe war. Wenn die Preußen wirklich im Anmarſch waren, mußte er doch mit dabei ſein! Wenn er nicht ſchon längſt — aber nein, daran wollte ſie nicht denken. So ungerecht konnte der Himmel nicht ſein!

Nein, nein, man mußte hoffen, immer nur hoffen! Mußte immer daran denken, daß alles gut werden würde.

Ein paar Tage vergingen. Die Leute wagten sich nicht mehr aus den Häusern. Trüb und nebelhaft brach der Morgen des fünften Dezember an. Jedermann wußte, daß die Preußen unweit Leuthen lagerten, den Verbündeten gegenüber. Aber ein seltsames und böses Schweigen lag über dem Lande.

Unruhig wanderte Ilsabe durch die Zimmer, man mußte etwas tun, um dieser Unruhe, dieses furchtbaren Schweigens da draußen Herr zu werden. Angst? Ach, wovor? Sie versuchte zu lachen. Setzte sich entschlossen an das Spinett, daß im Wohnzimmer stand.

„Muhme, du siehst so kreuzunglücklich aus, daß man dich wirklich aufheitern muß. Paß auf, ich spiel' dir das Lied aus Sanssouci vor, das bringt auf andere Gedanken. Und ich singe sogar."

Sie hatte selbst eine brennende Lust, gerade jetzt des Köckeritz galantes Liebeslied, das sie der Muhme schon öfter vorgesungen, wieder zu spielen. Gehörte es doch mit zu dem schönen Liebesfrühling, den sie erlebt hatte.

Leise schlug sie die ersten Töne an. Und mit zarter, weicher Stimme sang sie:

„Madame — Madame, ich bitte Sie
Sie müssen mich verstehn,

Ein einzig Wort im Mondenſchein,
Wenn wir in Sansſouci allein,
Durch ſtille Wege gehn!

Pſt, pſt, Madame, ſo ſpröde noch
Im Park von Sansſouci?
Die Sterne alle tanzen doch
Für Sie allein, für Sie!
Und wenn Ihr Reifrock leiſe weht,
Wie Blumen zart und bunt,
Pſt, pſt, Madame,
Ein Kuß Madame,
Von Ihrem Roſenmund!"

Gwendolyn Fröhlich hörte andächtig zu und vergaß für Augenblicke ihre Angſt. Ihr Blick erfreute ſich an der zierlichen, feinen Geſtalt Ilſabes.

„Sie ahnen nicht, wie zauberhaft,
Der Park zur Nacht erblüht,
Da duften tauſend Blumen heiß,
Und hundert Stimmen flüſtern leis
Verliebten ins Gemüt:

Pſt, pſt, Madame, ſo ſpröde noch
Im Park von Sansſouci?
Die Sterne alle tanzen doch
Für Sie allein, für Sie!
Und wenn Ihr Reifrock leiſe weht,
Wie Blumen zart und bunt,

Pſt, pſt, Madame,
Ein Kuß Madame,
Von Ihrem Roſenmund!'
Im Park, im Park von Sansſouci,
Da geht im Mondenſchein
Ein neues Flüſtern um und um,
Die Roſen duften und ſind ſtumm
Und lauſchen ſtill und rein.
Pſt, pſt, wie bald vergeht ein Traum!
Vielleicht im Morgenrot
Ruft Friedericus' Trommelklang
Mich ſchon zu Schlacht und Tod!
Doch wenn vielleicht ein Reifrock dann —"

In dieſem Augenblick dröhnte das Gebrüll von Geſchützen aus der Ferne, eine Gewehrſalve krachte irgendwo, und vielſtimmiges Geſchrei ſtieß wie Hundegeheul dazwiſchen.

Ilſabe ließ erſchrocken die Hände ſinken. Gwendolyn Fröhlich ſchrie entſetzt auf und hockte wie ein Häuflein Unglück in ihrem Lehnſtuhl.

„Gott im Himmel!"

Es gab kein Aufhören mehr. Unaufhörlich war die Luft nun erſchüttert von dem Geknatter ferner und naher Schüſſe, dem pfeifenden, ſurrenden, gefährlichen Geräuſch von Schrapnells, dem Geſchmetter heller Signale und dem dröhnenden Wirbel der Trommeln.

König Friedrich hatte ſeine Regimenter in die Schlacht geſchickt. Ging die Schlacht verloren, war Preußen am

Ende, wurde gewonnen, ſo konnte er Gott danken, dann hatte er die gefährlichen Gegner abgeſchüttelt. Und Zeit gewonnen — alles gewonnen! —

Es war ein erbittertes Ringen. Fern und nah tobte der Kampf, der ſich wie ein Ring immer näher um Leuthen zuſammenzog.

Längſt hatte ſich der Nebel verflüchtigt, Pulverdampf wehte in langen, grauen Fahnen durch die Luft. Jagende Reiter, blitzende Helme, flatternde Standarten, Gebrüll aus Tauſenden von Kehlen.

Immer näher, näher kam der Lärm.

Längſt war es Nachmittag geworden. Schon dämmerte der Abend herauf. In roten violetten Farben tönte ſich der Himmel. Und noch immer gab es keine Ruhe, keinen Stillſtand. Irgendwo Geſchrei: „Viktoria! Viktoria!“

Aus den Feldern rings um Leuthen taumelten Verwundete. In der Ferne brannten Gehöfte, die Flammen ſchlugen wie geſpenſtiſche, hohe Fackeln gegen den Abendhimmel. Es ſah grauenvoll aus.

Hell ſchmetterten die Trompeten ihre Signale.

Und immer weiter drängten die Preußen vor. Gegen Leuthen, in dem die Nachhut der Verbündeten, die ſchon zu weichen begonnen, ſich verzweifelt feſtzuſetzen ſuchte.

Vom Kirchturm klang das Wimmern der Glocken.

Ganz Leuthen ſchien in Feuer gehüllt zu ſein. Letztes, verzweifeltes Sich-zur-Wehr-Setzen, letzte, wütende Attacken preußiſcher Grenadiere. Todesſchreie. Pardonrufe.

Selbſt im Hauſe der Muhme Fröhlich hatten ſich Oeſterreicher feſtgebiſſen und feuerten, unbekümmert um die Frauen, aus den Fenſtern heraus.

Reihen von Grenadieren ſtürmten. Wie aus der Kehle eines vielköpfigen Ungeheuers klang das Gebrüll der Anſtürmenden.

„Viktoria! Viktoria!“

Ilſabe war es, als ſähe ſie die Rieſengeſtalt des Trommlers Bollmann über die Wieſe vor dem Hauſe laufen. Er ſchlug wie ein Beſeſſener auf das Kalbfell.

„Viktoria! Viktoria!“

Jetzt ſtürmten ſie ins Dorf. Ilſabe ſtand leichenblaß. Vorm Hauſe Waffengeklirr. Schüſſe, ſpitz und kurz. Trommelgeraſſel. Pardonrufe der öſterreichiſchen Schützen in den unteren Zimmern. Auf der Treppe ein kurzer Kampf. Eine ſcharfe Stimme:

„Gebt ihnen Pardon! Es iſt vorbei!“

Und während durch das Dorf plötzlich ein ohrenbetäubendes Vivatgeſchrei gellte, wurde die Tür aufgeriſſen, und ein Offizier mit einigen Grenadieren ſtürmte herein, auf der Suche nach den letzten Flüchtigen.

Die Montur ſtaubbedeckt, das Geſicht wie eine graue Maske. Den Degen in der Fauſt.

Dies war der Augenblick, den Ilſabe zeit ihres Lebens nicht vergaß.

Ein Schrei — voll von toller, berſtender, ſieghafter Inbrunſt:

„Ilſabe!“

„Max — du?“

Sie taumelte Köckeritz entgegen. Die Grenadiere drückten ſich zur Tür hinaus.

„Herrgott — Ilſabe! Hier — hier finde ich dich!“

In dieſem Augenblick verſank den beiden die grauſige Umwelt, Blut, Pulverdampf und Schlachtlärm — denn ein Wunder war geſchehen, ein Wunder der Liebe.

Ihre Lippen fanden einander in einem langen, glühenden Kuß.

Erſt als das kleine Häuflein Unglück, das Gwendolyn Fröhlich hieß, aus dem Lehnſtuhl krabbelte und neben ihnen ſtand, tauchten ſie aus der Seligkeit dieſer Minute auf.

„So alſo ſchaut der Köckeritz aus“, ſagte die alte Dame und hatte gar keine Angſt mehr.

„Meine Muhme“, flüſterte Ilſabe. „Ich habe ihr ſoviel von dir erzählt.“

„Das nenn' ich eine Verlobung, Kind. Herr Hauptmann, nun halten Sie ſie aber feſt. Ein zweites Mal meint es das Schickſal nicht ſo gut.“

Köckeritz lachte beglückt und hob Ilſabe hoch in die Luft.

„Die geb' ich nicht wieder her, Madame. Schwer genug hab' ich ſie mir heut' erkämpft.“

Er ſollte es auch nicht nötig haben. —

Ueber das Schlachtfeld von Leuthen tönte plötzlich feierlich und getragen, von der Militärkapelle geſpielt, ein Choral. Des großen Königs Dankgebet an den Allmäch-

tigen droben im Himmel für den glorreichen Sieg, den er ſeinen Waffen geſchenkt, und die Stimmen der Grenadiere fielen machtvoll ein:

„Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen —“

Feierlich ſtrahlten die Sterne am kühlen Winterhimmel über die ſtummen Schläfer, die nie mehr erwachen würden, und über die Lebenden, die den Helm in verkrampften Fäuſten zum Gebet hielten.

Etwas ſpäter bekam das Haus der Gwendolyn Fröhlich hohen Beſuch, wie ſie ihn nie in ihrem Leben empfangen hatte.

König Friedrich und Graf Seydlitz!

Seydlitz hatte ſich voll Unruhe auf den Weg gemacht, um nach ſeiner Tochter zu ſehen, und der König ſuchte nach Köckeritz und wurde den gleichen Weg wie Seydlitz gewieſen. Er wunderte ſich kaum, den Köckeritz hier zu finden, und als dieſer und Ilſabe ihm entgegentraten, rief er heiter aus:

„Hab' ich's nicht geſagt, Herr von Köckeritz, daß Ihr ſie allein wiederfinden würdet? Mein Gott, was muß die Liebe für eine geheimnisvolle Macht ſein.“

Seydlitz ſchnitt eine ſaure Grimaſſe.

Ilſabe fiel ihm in ihrer Herzensſeligkeit um den Hals:

„Mein Vater — Sie dürfen nicht mehr nein ſagen. Jetzt nicht mehr!“

Der König ſchmunzelte, Köckeritz ſah den Grafen bittend an.

Da ſagte Friedrich:

„Herr von Köckeritz, Sie haben Ihr Wort gehalten: Ihr Blut für den König von Preußen. Seit Lobositz haben Sie ſich wacker geſchlagen und heute die erſte Attacke gegen Leuthen geführt. Es war herrlich, wie Sie's gemacht haben. Sie haben nicht nur Herz, ſondern auch Verſtand und eine tüchtige Fauſt. Das wollt' ich Ihnen ſagen. Ich danke Ihnen, Herr — Oberſt von Köckeritz!"

Er reichte ihm die Hand.

Ilſabe ſtieß einen kleinen, jubelnden Laut aus. Köckeritz ſah den König mit ſtrahlenden Augen an.

„Majeſtät —"

„Schon gut. Graf Seydlitz, haben Sie nun noch etwas gegen den Wunſch der Demoiſelle?"

Da mußte auch Seydlitz lachen.

„Nicht mehr, Majeſtät."

„Dann mag morgen der Feldprediger ſeine Pflicht tun. Eher geben die beiden doch keine Ruhe."

Und, die langentbehrte Priſe aus der goldenen Schnupftabakdoſe nehmend, grüßte er gnädig und ging hinaus. Noch auf der Treppe hörte er den jubelnden Doppelſchrei, Ilſabes ſüße Mädchenſtimme und des Köckeritz' lauten, hallenden Siegesruf:

„Vivat, Fridericus Rex!"

Die ſchöne Schweſter des Alten Fritz

Von Paul Burg

Zum zweiten Male an dieſem denkwürdigen Tage war die Prinzeſſin umgekleidet. Und fünfmal Garderobenwechſel ſah die Ordnung des Feſttages vor! — Fünfmal — wenn das der hochſelige König noch erlebt hätte, der wie ein Spartaner einfach und erbarmungslos geizig geweſen war, auf daß alles ſeinem „Fritz“ und dem Lande zuflöſſe, ſeine Soldaten nähre und kleide, die kommenden Kriege Preußens gewänne!

Und der „Fritz“ — zwiſchen zwei Kriegen — war ſelbſt nicht aufs Feſtefeiern und Verpraſſen gerichtet, aber was half's. Nicht alle Tage kam ein ſo gern geſehener königlicher Prinz wie heute Adolf Friedrich, der Schwede, ſich eine von den Schweſtern zur Ehe heimzuholen — man mußte ein bißchen auftrumpfen, daß der preußiſche Kredit bei den auswärtigen Kabinetten ſich auch hierdurch höbe. Alle Mittel führten zu einem Ziel.

Die Prinzeſſin-Braut ſelber wäre am liebſten frühen Morgens im Reiſekleid vom Lager aufgeſtanden, ſofort mit dem ſchwediſchen Kronprinzen nordwärts in ihre Ehe zu

reiſen. Ihr lag nichts daran, ob die Frührobe malvenfarbig und die zweite fliederblau ausſah. Sie bedurfte keiner Toilettenkünſte und Näherinnenemſigkeit mehr; ſie hatte ihren Bräutigam gewonnen. — Aber die andern, voran Schweſter Amalia.

Und dieſe ſtand juſt vor dem großen Spiegel, im Mieder und kurzen Unterröckchen. Weil man vor Eifer das Feuer in dem verfallenen Ofen zu unterhalten vergeſſen hatte, fröſtelte ſie und ſtrich ſich mit haſtigen Händen die Arme, daß die Gänſehaut ſchwände.

„Raſch, raſch, Roſe — das Kleid!“

Nadelheiß ward die Prunkrobe hereingebracht, vor deren Anblick jedes junge Ding von achtzehn Jahren die Welt um ſich vergeſſen hätte, ſei es Prinzeß oder Wäſchermädel an der Spree. Anna Amalia ſchaute unwillig darauf, und die Zornesfalte auf ihrer lichten Stirn verwich nicht. Die hellen großen Augen in dem runden ſüßen Kindergeſicht blickten gar nicht feſtfroh drein.

Immer zur Eile antreibend, ließ ſie ſich bekleiden, ſchickte endlich die Schneiderin mit der gezückten Nadel aus der Kammer und ſetzte ſich zögernd auf den Bettrand.

„Ich kann nicht mehr. Das kommt von dem Eilen. Und wozu? Muß mich bloß ärgern über die dumme Ulrike, daß ſie mich auslacht mit ihrem Fratz.“

Roſe brachte ein Paar goldfarbene koſtbare Schuhe und kniete dienſtbereit vor der Prinzeſſin hin. „Den Fuß, Prinzeſſin, wir haben vergeſſen, die Schuhe zu wechſeln.“

„Warum haſt du nicht vorher daran gedacht — nun ziehe ich keine anderen Schuhe mehr an. Weg damit!"

Die Kammerfrau blieb auf den Knien.

„Prinzeſſin müſſen die Schuhe wechſeln," bat ſie.

„Was muß ich alles — was darf ich nicht, du?" Amalia ſtieß unwillig den Fuß vor.

Da erhob ſich die Getreue langſam, wie zögernd. Sie wandte ſich weinend, mit zuckenden Schultern ab. Und die Prinzeſſin beugte ſich vor, faßte erſchrocken die Schulter des Mädchens und zog es zu ſich heran.

„Du weinſt? Du — was haſt denn du für Kummer? Hab ich dich gekränkt? Sei mir nicht böſe, du weißt, was dieſer Tag — — aber Mädchen, ſo hör' doch endlich mit dem Weinen auf!"

Die blauen Hohenzollernaugen funkelten gebieteriſch, blickten ſtarr auf die Dienerin, welche mit bebenden Schultern am Bett hockte, und dunkelten ſelber vor quellenden Tränen.

Eine kurze Weile war bloß das Schluchzen der beiden Mädchen vernehmbar. Anna Amalia raffte ſich zuerſt zuſammen.

„Da, ſei gut! Zieh mir meinetwegen die vergoldeten Schuhe an und ſprich dir's vom Herzen runter, was dich drückt. Das iſt ja das erſtemal, Roſe — —"

Die andere ſtreifte ſchnell und geſchickt das Kleid der Prinzeſſin ein wenig auf, löſte die Bänder der Schuhe und zog die leiſe im Leder krachenden Prinzeſſinnenſtiefel herunter. Zögernd begann ſie dabei zu ſprechen.

„Ich ... ich hätte es am allerliebsten gesehen, meine Prinzessin reiste heute als Braut mit dem Schweden aus Berlin. Dann — -- — dann wär' mir selber der Abschied leichter geworden."

„Willst du denn weg von hier?" Amalia zog überrascht den Fuß weg, den Rose streichelnd in ihren Händen gehalten hatte. Diese nickte schwer und fing sich den Fuß ihrer Prinzessin rasch wieder ein.

„Warum, Mädchen? Hast du dich über was oder wen zu beklagen?"

„Nein, Prinzessin." Rose blickte voll auf zu ihrer Herrin, senkte aber schnell den Blick.

„Na, also — du bleibst bei uns, nicht wahr," hieß es froh, abschließend.

„Nein," kam es zurück, leise, aber bestimmt.

„Was soll das heißen? Den Grund will ich — --" Herrisch setzte die junge Hohenzollerin den Fuß auf, daß die Diele unter dem hochhackigen Goldlackschuh klagte.

Roses Worte flüchteten erschreckt zurück, noch ungesprochen. Nach Frauenart nahm sie Zuflucht zu einer Ausrede, welche ihr just gelegen durch den Sinn gegangen war.

„Ich muß zu meiner alten Freundschaft halten; diese hat in Berlin beim Könige kein Glück. Die Prinzipalin Neuberin ist abgewiesen mit ihrem Gesuch, Prinzessin."

„Ach, darum ist es. — Nun, du weißt, was ich dir damals prophezeite. Du hast mir erzählt, beim Könige liege ein Neubersches Promemoria wegen dem Streit mit dem Pro-

ſeſſor in Leipzig und daß ſie deine Freundin von wegen des Einſpruchs der Univerſitäten gegen alle Komödien nicht wollen mehr ſpielen laſſen. Der König iſt gerecht und geſcheit, er miſcht ſich nicht in die ſächſiſchen Geſchmäcker, der mag ſie auch nicht. Aber er kennt vielleicht deiner Freundin künſtleriſche Taten gar nicht."

Roſe ſtand wieder auf den Füßen; den eigenen Kummer vergeſſend, hoffte ſie ſchon wieder für die vielbekämpfte Freundin, ſtieß die Bitte hervor:

„Ich habe den Zettel, worauf es ankommt. Das Stück, das ſie um den neuen Geſchmack geſpielt haben. Wenn meine allergnädigſte Prinzeſſin ihn der Königlichen Majeſtät geben möchten — ich hole ihn — ich . . ."

Sie rannte aus der Kammer, daß die Röcke ihr um die Beine flogen. Anna Amalia blickte lächelnd hinter der rundlichen, getreuen Helferin drein.

„So biſt du nun, Mädchen — ſo bin ich ſelbſt: im gleichen Augenblick todestraurig oder jauchzend. Verliebt iſt meine Roſe — —"

Den ſchweren Pelz nahm ſie vom Seſſel auf und legte ihn ſich ſelber um. Roſe kam mit einem bedruckten Stück hellblauen Atlaſſes, ſo koſtbar, daß man ihm ſeine Zweckbeſtimmung auf den erſten Blick anſah: von einem Könige geleſen und gelobt zu werden.

„Das Stück iſt von meiner lieben Neuberin ſelber gedichtet, wofern es des Königs Majeſtät in Gnaden anmerken wolle."

Amalia ſtreckte die Hand aus.

„Gib her, ich will ihn dem Könige in einem guten Augenblick zustecken, deinen Komödienzettel. Haha — als ob dies ganze Fest nicht eine große Komödie wäre — Rose, ich komme gleich nach der Tafel zurück. Wieder umkleiden!

Und daß ich's nicht vergesse: heute nach neun Uhr mag deine Freundin sich den Bescheid von mir holen."

Die Tür flog auf. Im Saale nebenan warteten die Kavaliere. Draußen klingelte schon der Schlitten.

Bei der Tafel zog Prinzessin Anna Amalia in der Tat den atlassenen Zettel hervor und legte ihn neben ihren Teller.

„Wie wär's, Exzellenz?" sprach sie den schwedischen Gesandten ihr gegenüber an. „Hier ist ein schönes Muster, wie man Menschen verspottet. Ich hab' den Zettel der gescheiten Frau Neuber aus Leipzig noch nicht genau studiert, aber ich meine, nach diesem Exempel könnten Eure Exzellenz eine artige Komödie aus dem Leben verfassen, als wie Wahrheit, Sanftmut und Herzensgüte geheuchelt werden und die Hoffart allein Königskronen erlangt."

Der junge König von Preußen saß mit einem bösen Gesicht dabei. Einen Augenblick schien es, als wolle er aufbrausen. Stahlhart war der Blick, mit dem er den Gesandten zum Schweigen zwang. Und seine gute Mutter, froh des späten Prunkes nach so langen, harten, entbehrungsvollen Ehejahren, legte ihm die schwere Hand auf den Arm.

„Fritz, laß heute die Amalia in Ruh! Du hast noch nicht dabeigesessen, wo ein anderer den Sieg vornwegnahm", sagte sie leise, mütterlich.

„Ich wollte, das käme auch nie, maman.“ Des jungen Friedrich Zähne knirſchten.

„Alſo ſei gut zu ihr. Sie iſt einſam im Herzen.“

Das Wort, ein Mutterlaut, der ihm an Saiten rührte, die weh erklangen. Einen leuchtenden Blick zärtlicher Bruderliebe ſandte er Anna Amalia zu.

„Chêre soeur, unſere Opera und das Divertiſſement werden dir heut' zuvörderſt gefallen.“

Erhob ſich und brachte mit gleichem Blick und Lächeln in wohlgeſetzten Worten die Geſundheit des bräutlichen Paares aus: „Louiſe Ulrike und Adolf Friedrich!“

Da ſetzte die Muſik mit allen Stimmen und Inſtrumenten ein. In dieſem Rauſchen und Rufen hob der junge Preußenkönig die Verlobungstafel auf.

Paar um Paar kam vorüber, glückwünſchend und beglückt. Es wogte von Seiden, Samt und Taffet, es blitzte von Brillanten und Diamanten, Frauenaugen leuchteten. Verneigungen, Lächeln, Händedrücke, zärtlichſte Flüſterworte, Handküſſe, Lächeln hinter Fächern und Tüchlein. Gott Amor hielt wohlgezirkelte Audienz am Hofe zu Berlin.

Und immer dichter ward das Gewoge im Saale. Kaum konnte man ſich vom Flecke regen. Arm an Arm ſo nahe — die ſchneeweißen Nacken und die ſüßen gepuderten Geſichter umrahmt von wogenden ſchmeichelnden zartgekräuſelten Perücken. Männerblicke flammten. Neckiſche Geiſter des Weins trieben koſende Gedankenſpiele.

Da ſcholl ein helles Lachen, quirlte über allen Köpfen empor.

Der König lachte. Alle reckten die Köpfe, die Hälse.

Und der König — vor ihm ein paar Hände breit freies Parkett — lachte und zeigte auf einen Offizier der ersten Garde, einen Kerl von fast 6 Schuh, wie sie droben an der Ostsee aufwachsen, eichenhoch und eichenstark, dabei kaum siebzehn Jahre.

Der Offizier schaute höchst beschämt an sich herunter.

„Ah, der Freiherr Friedrich Trenck — wer hat Ihm denn die halbe Weste heruntergewetzt? Voila wie ein nackter Spatz schaut Er aus, mein Herr Offizier!"

Alle, alle im Saale drängten herzu und lachten. Und der Gefoppte nestelte nach seiner rückwärtigen Tasche, merkte beschämt, daß der hintere Teil seiner rotsamtenen Ueberweste, die ganze reiche talerschwere Krepinarbeit, glatt vom Rocke weggeschnitten war. Aber der Schreck verschlug dem jungen Leutnant die Rede nicht, man war nicht umsonst nach kaum drei Kadettenwochen schon Leutnant geworden und galt daher für des Königs erklärten Liebling.

„Ja, den Teufel auch — wenn Eurer Majestät Wachtoffizier hier nicht mal selber vor Spitzbuben sicher sind?"

„Hast zuviel vom Konfekt genascht, mon enfant. Das riechen die diebischen Elstern." Der König lachte hellweg; ihm gefiel es, den Riesen zu hänseln.

„Und meine Sackuhr ist auch mit weg. Verdammt!"

Da sollen Wir sicher sein — wenn sich meine Wachtoffiziere bei Tag bestehlen lassen! Lacht ihn aus zur Strafe, alle!"

Im dröhnenden Gelächter stand der riesige Ostpreuße wie ein Ausgestoßener.

Eine empfand Mitleid mit ihm bis ins tiefste Herz. Zur Tafel drängte Prinzessin Anna Amalia zurück und griff den vergessenen Zettel der Neuberin auf. Dann schlich sie hinter dem Könige weg an den hochragenden Offizier, den sie alle verlacht hatten und — von dem breiten Rücken ihrer königlichen Mutter gegen die anderen gedeckt — zupfte sie ihn leise am Aermel.

„Leutnant, macht Euch aus dem dummen Lachen nichts. Kommt zu mir, nach neun Uhr, so will ich Euch Ersatz geben."

Trenck schaute auf die Sprecherin herab, verdutzt, erkannte die Prinzessin und blickte schier in einen Himmel, in zwei abgrundtiefe blaue Augen. O süßes Gesichtchen, Prinzessin!

„Eure königliche Hoheit sind zu gnädig — — aber wie soll ich — —?"

„Ihr bringt mir dieses Blatt." Sie drückte ihm den Neuberschen Theaterzettel in die Hand.

Als Rose die Prinzessin zur Oper umkleidete, war Anna Amalia in einer selten fröhlichen Erregung. Sie spottete und lachte. Als sie in das ernste Gesicht der Zofe blickte, wurde sie mit einem Male ganz still.

Unterdes saß der Wachtoffizier Freiherr v. d. Trenck im geleerten Saale bei der Prunktafel, ließ sich durch die abräumenden Diener nicht stören, den Zettel der Prinzessin zu lesen.

Soviel der Leutnant von der Trenck sich auch Mühe

gab, den sonderbaren Passierschein zu verstehen, es wollte ihm nicht gelingen. Verwirrten ihn auch zwei blaue, tiefe Augen gar zu sehr, die immer vor ihm auf dem Blatte waren, und ein so liebes, liebliches Gesicht, zarte Wangen zwischen zierlich gedrehten, gepuderten Locken. Dahinter verwich ihm weit, weit ein anderes Bild, und vergessen waren selige heimliche Wonnen. Der kecke Freiherr von der Trenck, der sein Herz stets auf der Zunge trug und den Kameraden seine Liebste und alle ihre Reize pries, er hatte seine Liebschaft jäh vergessen und fieberte mit heißen Pulsen dem Abend, der neunten Stunde zu.

So gab es in Berlin an diesem Festabend drei recht ungleiche Menschen, denen der Zeiger allzu langsam über die Zahlen der Uhr hinglitt, bis die neunte Stunde schlug: eine königliche Prinzessin, die vor einem offenen Tore in ein neues Leben zu stehen wähnte, eine abgedankte, umhergejagte Komödienprinzipalin aus Sachsen, welche sich in ihrem Herzen ein lichtes Bild des Königs von Preußen wie einen Hoffnungsaltar aufrichtete, und einen Leutnant vom Regiment Leibgarde du Corps.

Eine war, die sich von den schleichenden Stunden keine Seligkeiten verhieß, denn ihre Sünde wuchs mit jeder Stunde mehr in den lichten Tag. Sie überdachte ihr bewegtes, verratenes Leben und fand zu keinem Ziel als Verzweiflung, Rose Reimwell.

Halb neun trat Prinzessin Anna Amalia ein und warf den Pelz ab.

„Schnell, Roſe, das neue Reitkleid, das graue mit den Stickereien. Ja, ja. Wir wollen unſere Schweſter Braut eine Strecke eskortieren."

„Königliche Hoheit!" Roſe ſtand offenen Mundes.

„Ja, was denn?"

„Ich verſtehe nicht. So ſpät reiten am Abend?"

„Du wirſt vieles noch weniger verſtehen. Hör' zu: Alle können ſchlafen gehen, ſofort! Du bleibſt hier. Es kommt ein Beſuch, du läßt ihn ein — einen Offizier."

Die beiden ſprachen kein Wort weiter, aber hinter beider Stirnen arbeiteten die Gedanken ſchwer und mühſam. Schneller ſchlugen die Herzen.

Die Prinzeſſin empfängt einen Offizier? So ſpät und hier? Es iſt das erſtemal — dachte Roſe erſchreckt immer wieder.

Er wird kommen. Er muß ja kommen. Müßte er doch nicht — wäre ich doch keine Prinzeſſin! Und wie begegne ich ihm? — dachte Anna Amalia.

Daß die Neuberin kommen ſollte, hatten ſie beide vergeſſen.

Und jetzt erſt ſchmückte Roſe ihre Prinzeſſin recht wie zu einem Feſte. Die geſtickte, perlenbeſetzte Schoßweſte mit den achatenen, ovalen Knöpfen zog ſie ihr an und die Ueberjacke aus purer Brokatſtickerei — den Dreiſpitz, mit Hermelin ausgefüttert, von zarten Straußenfedern im Aufſchlag beſäumt, drückte ſie leiſe auf die Locken.

„Prinzeſſin ſind ganz das Ebenbild des Königs, ganz und gar."

„Aber seine Nase — die nicht.“ Anna Amalia wehrte lachend ab. Dann wurde sie auf einmal verlegen, denn die Uhr schlug leise, silbern und neunmal an.

„Geh' hinaus und warte auf den — den Offizier!“

Eine hohe Gestalt kam dahergestapft, trat unters Tor und wartete. Eine vermummte Gestalt, klein und rund, kam aus dem Hausgang gelaufen.

„Fritz! Nicht heute.“ — Schluchzend hing das Mädchen dem Manne an der Brust.

Der schrak zurück, murmelte Verworrenes und zog ein lichtes, bedrucktes Blatt hervor.

„Ich, mein Schatz — — ich habe Befehl, dies der königlichen Prinzessin zu bringen.“

Er hielt den Theaterzettel der Neuberin hoch vor sich hin, wie einen Schild gegen das Mädchen. Und das Mädchen erkannte den Zettel wohl, aber den Sinn seiner Worte verstand es nicht, schmiegte sich wieder an den riesenhaften Mann in seinem Mantel.

„O du — du bringst das Glück!“

„Trag' der Prinzeß den Zettel hinein!“ bat er leise, und seine Stimme war nicht fest.

Sie stutzte, griff den Zettel, hielt seine Hand fest und küßte sie heiß.

„O du — du!“ Dann lief sie schnell ins Haus, kam hochrot und heiß vor ihre Herrin:

„Den Zettel hat — — ein Offizier — — gebracht.“

Anna Amalia stand doch ein wenig beschämt. Also hatte

ſie Roſe und die Neuberin aus Leipzig über ihrem kleinen Triumph des eigenen Herzens vergeſſen.

„Oh, — der Zettel! Da mag die — Neuber morgen wiederkommen. Und den Offizier laß gleich herein. Du kannſt auf deinem Zimmer warten, Roſe," ſchloß ſie freundlich verlegen, ſichtlich erleichterten Herzens.

Roſe faßte das alles noch nicht. Der Offizier da draußen — — der liebe, geliebte Fritz, der — —

Er ſtand ſchon auf der Schwelle und drängte an ihr vorüber.

Welch ein Aufleuchten in Amalias Augen! Roſe bebte zurück. Ihre beiden Hände krallte ſie hoch über ihrem Haupte in die weichen Falten des Türvorhanges, leiſe aufſchreiend, als wollte ſie den Himmel herabreißen über ſich oder ſich hinunterſtürzen in die tiefſte Hölle.

So verharrte ſie lange, lange regungslos wie eine Gehenkte, Gekreuzigte auf der Schwelle. Geiſterhaft reckten ſich die weißen Hände erſtarrt empor.

Und wie ein endloſer Schrei rann das Leben vorüber an ihrer Seele, Glück der Kindheit, zage Schritte in ein neues Land an des alten Herzogs Seite, die Meſſe zu Leipzig, Abenteuer bis nach Rußland hinein, eine leichtfertige Liebſchaft — und heiße tiefe Liebe zu einem heldiſchen Manne, Mutterſehnen — Verrat.

„Biſt du denn jetzt mein böſer Geiſt geworden, Roſe Reimwell," hörte ſie eine tiefe Stimme ganz nahe. „Du ſtehſt an meinem Wege, an dieſer Schwelle wie ein Bild der Verzweiflung.

Roſe, ich muß dir, ſcheint's, mehr helfen, als du deiner Neuberin."

Da fielen ihre Arme jäh herab und aufweinend ſank ſie der alten Freundin an die Bruſt.

Die lebenskluge Frau erinnerte mit keinem Worte daran, daß ſie herbeſtellt war. Solche Dinge müſſen ausreifen, und Fürſten darf man nicht bedrängen um eine Gunſt und Gnade. Sie führte Roſe zu einem Sofa tief im dunklen Saale und nahm das ſcheue verweinte Mädchen an ihr Herz.

„Wenn ich jetzt deine Mutter wäre!"

Da floſſen jene ſtarren Lippen über von Klagen wider den treuloſen Mann und die Prinzeſſin. Verrat! Verrat! — Da ſchleuderte ſie das Geſtändnis wie einen Schwur und Schild hinaus: „Was wird aus ſeinem Kinde werden?" Und was ſo menſchlich-echt begonnen, endete emphatiſch: Karoline, hilf mir, daß ich ſterbe!

Die Neuberin, auf ihrer Bühne an große Worte und übertünchte Gefühle gewöhnt, war eine wahrhaft lebenskluge Frau. Sie bat: „Erzähle mir, mein armes, gutes Kind, zuerſt von deiner Prinzeſſin, dann will ich dir raten und helfen."

„Anna Amalia von Preußen iſt ſo klug und gut, ein edles Herz. Sie iſt eine wahre Prinzeſſin!" rief Roſe aus, und während ihre Tränen verſiegten, ſtieg in ihren Augen ein Leuchten des Dankes herauf gegen die Herrin, welcher ſie noch eben Eiferſucht und Neid, Verrat zuge-

mutet hatte. Ihr Herz war mit eins des Dankes und der Wehmut um Amalias willen so stark, daß es schier überfloß.

„Wie könnte ich um ihretwillen Ulrike bis in alle Höllen verdammen, wenn es nicht gar unchristlich wäre! Karoline, bedenk' und erschrick: Zu unserer Amaliaprinzeß ist der schwedische Gesandte überhaupt und eigentlich als Brautwerber für seinen Prinzen gekommen, hat ihr offen den Schwedenthron angetragen. Ja, zu ihr und nicht zu Ulrike!"

„Es gibt also noch immer Kabalen und Skandale an den Höfen, nicht allein solche, welche wir Komödianten den Menschen vorspielen, — die Spezies stirbt auf dem Theater und auf dem Throne nicht aus."

„Das ist hier schlimmer gewesen als auf deiner Bühne, Neuberin. Zuerst hat der alte König dem jetzigen so hart mitgespielt — sie erzählen hier heute noch davon. Dann hat es so viel Tragödie und Tränen um die Markgräfin in Bayreuth und ihr Heiraten gegeben. Die königliche Majestät selber ist in ihrer Ehe nichts weniger als glücklich. Nun brechen sie der Amalia das Herz. Die hoffärtige Ulrike fährt mit dem Bräutigam von dannen. Prinz Wilhelm hat heimliche, unglückliche Liebschaften, und Prinz Heinrich — —"

„Du wolltest von deiner Prinzeß erzählen", lenkte die Neuberin mit leisem Bedacht ein, glücklich, daß die Freundin über den Königsschicksalen so leicht das eigene vergaß.

„Amalia war als die Braut bestimmt, und auch die

Bedingung, wofür sie Schwedenkönigin werden konnte, hat sie mir anvertraut: Kalvinistin zu werden! Wieviel hat meine Prinzessin deshalb geweint und gebetet.

Mit eigenen Ohren habe ich das gehört, wie unsere Amalia um den Bräutigam gebracht ward. Ulrike war eines Morgens da — ans Bett kam sie und fragte hin und her, bis die arme Amalia anfing bitterlich zu weinen, sie könne doch den frommen Glauben ihres Vaters nicht abschwören. Das möge doch kein Prinz, der sie als getreue und rechtgläubige Gemahlin ehren wolle, und kein Gesandter von ihr verlangen.

„So zeig' dem Gesandten, daß du nicht willst, begegne ihm hoffärtig, abstoßend. Sei meinetwegen launenhaft, jag' ihn mit Blicken von dannen. Wirst ja sehen, ob des Prinzen Liebe und Begehren nach dir echt und ewig ist."

So riet Ulrike, die Schwester.

„Neuberin! Von Stund an war unsere Prinzeß wie ausgetauscht gegen alle. Sie spielte eine so hoffärtige, häßliche Rolle, daß ich manchmal drum geweint habe. Und es wirkte. Der Gesandte zog sich zurück. Aber Fräulein Ulrike war mit einem Male der Liebreiz selber. Diese Heuchlerin! Nach vier Wochen kam der kurzsichtige schwedische Gesandte, welcher genug nach Hause berichtet hatte, mit neuen Aufträgen und überreichte dem Könige feierlich den Werbebrief seines Hofes um — Ulrike.

Meine Herrin lag den halben Tag über ihr Bett hingeworfen und hörte nicht auf zu weinen vor Scham und

verratener Liebe. Sie ſchickte zur Königin-Mutter, zum Könige. Mutter und Bruder ſtanden an ihrem Bett, ratlos. Sie weinte und klagte Ulrike an! Ulrike wurde geholt und tat nun auf einmal wieder ganz hochmütig: Du haſt mich um meinen Rat gefragt, den Geſandten los zu werden. Ich habe dir geraten und es hat gut geholfen. Ich — habe gern ja! geſagt, als er mich fragte, ob ich Kalviniſtin werden könnte. Eure Religionen! Das iſt doch dem Herrgott gleichviel, ob einer den Rock auf der Welt blau trägt oder grün. Ich heirate nach Schweden — du magſt um meinetwillen gern den Kaiſer von China freien."

Das war keine ſchweſterliche Rede. Amalia blieb allen unſichtbar, bis des Königs ſtrikter Befehl kam, auf dem Verlobungsfeſte zu erſcheinen. Geweint hat ſie noch dieſen Morgen. Nach dem Balle iſt ſie wie ausgetauſcht heimgekommen, hat ſogar noch vom Ausreiten geſprochen. Und nun — — iſt er - - — der Fritz bei ihr!"

Die Zofe brach weinend ab, und die Neuberin ſaß ſinnend. Auch ſie hatte über der Erzählung ihre eigene Sorge vergeſſen, wußte nicht mehr, warum ſie hierhergekommen war. In Menſchenherzen, in die Herzen kronentragender Menſchen hatte ſie juſt eben einen tiefen Blick getan, und ihre dichteriſche Gabe zu geſtalten, zu folgern und zu vollenden, ſpann den angefangenen Faden weiter.

„Roſe, du kennſt dieſen — — Mann nicht mit ſeinem ganzen Namen?" fragte ſie.

„Ich glaubte ſein ganzes Herz auszukennen und vertraute

ihm — was braucht es da Namen? Auch er hat mich nie um meine Herkunft, um mein Leben gefragt. Ach, Karoline, ich sehe hier keinen Ausweg . . ."

„Sicherlich ist er ein vornehmer Herr und aus edlem Hause, sonst würde eine Prinzessin nicht wagen, ihm diese Abendstunde zu schenken. Freilich — —"

„Neuberin! Wer es auch mit Namen sei — ebenbürtig ihr selber und ein Prinz ist er nicht. Aber er wird meinem Kinde Vater sein, Karoline Neuber!"

Rose schrie es hinaus. Schluchzend hielt sie inne und senkte tief den Kopf vor dem Blick der älteren Freundin.

„Rose Reimwell, willst du mit deiner Prinzessin rechten und kämpfen um diesen Mann? Wirst du es sein wollen, die deiner Prinzessin binnen kurzem zum zweiten Male so großes Herzeleid antut wie eine Ulrike?

Rose Reimwell, du wirst das Kind haben — das ist dein Genüge. Sieh', ich bin keine Mutter geworden, Gott sei's geklagt, ich bin eine alternde deutsche Komödiantin, welche schon ihre grauen Haare hat und ihre Stimme, das straffe Fleisch verliert — aber heut' noch möcht' ich sagen, daß ich dich beneide um deine Zukunft mit dem Kinde. Und — Rose, es ist wohl kein schweres Prophezeien: Auch diese deine Prinzessin wird einmal ebenso alt und einsam sein wie ich, wird dich einst beneiden um dein Kind von jenem Manne, denn wisse: wer er auch sei, solche Liebschaften beginnen zwar auf dem Throne, aber sie enden im Kerker."

Diesen Augenblick, in das Entsetzen Roses hinein, trat

der Kavalier, von dem die beiden Frauen sprachen, rasch in den Saal. Er kam schnell aus dem Gemache der Prinzessin gegangen, und Anna Amalia folgte ihm durch den Saal bis zur Schwelle.

Im Dunkel saßen die beiden Frauen, lauschten und schauten mit weitoffenen Augen, mit klopfendem Herzen.

„Viel Glück zur bräutlichen Eskorte auf Stettin, Baron und: au revoir! Au revoir, mon cher!“

Sie warf ihm eine Kußhand nach. Dann rief sie ihm noch leise nach, und beugte sich weit vor:

„Ich bin doch betrübt, daß ich nicht mit von der Partie. Wäre gern neben Euch geritten, Baron, so gern. Aber ich packe und beratschlage — unsere Abreise!“

Der Mann stand, glückstrunken, unterm Tor, beim letzten Worte schrak er auf und kam zurückgerannt.

„Um Gottes willen, Prinzessin! Das nicht! Werfet den Gedanken weit von Euch weg, Königliche Hoheit! Ich flehe Euch an! Wenn Ihr mich liebet, so bleibet, Amalia! Denn der König verfolgte uns wohl bis ans Ende der Welt. Ganz nahe unter seinen Augen ist ein Liebender am sichersten vor ihm. Meine königliche Prinzessin, wollet mir in Gnaden gewogen sein, wenn ich zurückkehre!“ Er hatte sich, während sie ihm die Hand zum Kusse reichte, vor ihr in den Schnee geworfen und umschlang ihre Knie.

Er ist ein ungewöhnlicher Mensch, dachte die Neuberin, welche dem hingerissenen Liebhaber gerade in die leuchtenden Augen sehen konnte. Rose saß eng an sie gedrängt,

vorgeworfenen Leibes. Das Gesicht hatte sie in den Händen vergraben.

So ging an diesem Winterabend Karoline Neuber ohne Rat und Antwort von der Schwelle der preußischen Prinzessin. Erst auf dem Heimweg fiel ihr das eigene Anliegen wieder ein, und sie beschloß, sich nach dem feurigen Liebhaber umzuhören, der ihr das Zeug zu haben schien für einen großen Schauspieler auf dem Theater oder einen berühmten Tragöden auf der Bühne der Welt.

Sie blieb noch eine Weile in Berlin und brachte von Rose heraus, daß Baron Trenck allabendlich bei der Prinzessin vorsprach. Die arme Zofe war so verzweifelt, als stünde sie nackten Leibes am Pranger vor der ganzen Stadt.

Als die Prinzessin endlich nach der Neuberin zu fragen geruhte, faßte sich Karoline ein Herz und erschien in feierlicher Audienz vor Amalia.

„Leider kann ich Ihnen trotz Roses Fürbitten doch keinen guten Entscheid bringen, Frau. Der König, mein Herr Bruder, welcher mir sonst jetzt gar viel zuliebe tut, mag sich nicht hineinmengen in den sächsischen Streit. Hier in Berlin kommt Ihr zu spät, alle Privilegia sind vergeben. Aber er hat mir aufgetragen, daß Ihr eine tapfere Frau seid, würdet Euch in Leipzig schon zurecht bringen."

Karoline hatte diesen faden Trost der Mächtigen schon so oft gehört. Sie dachte in ihrem Sinn: Ich wollte, mir wär' die stolze Welt so fremd, als wie den kleinsten Kin-

dern. Und eine übergroße Wehmut, das Eingeſtändnis ihres nahenden freudloſen Alters überkam ſie.

„Kann ich Euch denn eine Freude antun, Frau Neuber?“ fragte die Prinzeſſin noch herzlich, und durchſonnt von ihrem eigenen Glücke ſtand ſie, ſeligbeſcheiden, vor der Aelteren, der Leidgeprüften.

So viel rührende Jugend, Glück und Güte ergriff hinwiederum die Neuberin, und ſelbſtlos ſprach ſie ſich, wie es ihre Art war, allerlei Guttat vom Herzen.

„Meine königliche Prinzeſſin, wir beide werden uns wohl nie im Leben wieder gegenüberſtehen. Ich bin eine alte Frau gegen Euch, ich leſe ein wenig in den Herzen. Ihr ſeid jetzt ſehr glücklich und möget es recht lange, lange bleiben. Vergeſſet aber im Glück und Kummer der treuen Dienerin nicht, welche Eure Zofe iſt. Sie iſt unglücklich, auf daß Ihr glücklich ſeid, und ſie iſt doch ſo geſegnet, daß Ihr ſie noch im Alter darum beneiden möget. Um des adligen Jünglings willen, den hier drei treue Seelen einſt Geliebten und Vater nennen, haltet, meine königliche Prinzeß, zu dem Mädchen und ihrem Kinde; denn ich meine, es könnte Euch wohl einmal Troſt bringen. Gott ſegne Euch!“

Nun endete die Audienz ganz anders, als ſie begonnen hatte. Aufrecht, wie eine Königin, den Blick ins Weite geſchickt, ſtand Karoline Neuber. Und tief vor ihr neigte ſich die preußiſche Prinzeſſin Amalia, hielt und küßte die Hand der Frau, welche doch nur Prinzipalin einer Schauſpielergeſellſchaft war.

Dann ging die Neuberin aus dem Saale, langsam und schwer. Ihre Courrobe rauschte um sie, flüsterte in diesem ungewohnten, nüchternen Raume von den Tagen des Ruhmes, von Vergangenheiten.

Draußen nahm Karoline Neuber Abschied von Rose Reimwell.

„Du bist in deinem sicheren Hafen und hast deinen Anker, mein Kind. Weine nicht! Liebe deine Prinzessin immer mehr als dich selbst, denn sie ist in ihrer Neigung zu dem jungen Menschen ärmer als du, Rose.

Leb' wohl! Mein Leben geht wohl noch eine Weile bergab, zulängst und -tiefst bergab."

Zum letzten Male küßten sich die beiden Frauen.

Der Abschied von Rose tat der Neuberin weh.

Mit dem elegischen Schauspieler Antusch fuhr sie nach Leipzig zurück. Er hatte eine Frau aus dem Holsteinschen, Tochter eines schwedischen Offiziers, und wußte von dort und auch von Berlin manches zu erzählen. Den Baron Trenck nannte er einen Schwätzer, einen prahlerischen, heftigen Burschen, an dem König Friedrich vorerst seinen Narren gefressen habe.

„Diese Liebschaft der Amalia ist ein Unglück, sag' ich Euch. Der König mag als Bruder milde denken wie er will, aber als König kann und darf er sich die Politik dadurch nicht verderben lassen. Der Schwester muß er ihren Ruf wahren, will er sie vorteilhaft verheiraten. Er wird darum den Burschen einsperren, wegjagen, umbringen und

Amalias Liebe ableugnen müſſen. Kann Trenck ſchweigen? Sagt ſelbſt?" —

„Man möchte es wünſchen", ſprach die Neuberin abweſend; ſie war mit all' ihren Gedanken nun ganz und gar wieder bei dem eigenen Leid. Sie dachte an Johann Neuber und lächelte. Ich ehr' meine Not in mir und kann ſie öfters auch belachen. —

Nicht Trenck — die beiden Frauen, die ihn liebten, konnten ſchweigen, ſchweigend Bruſt an Bruſt ihre Liebe beweinen. Er betrank ſich und verriet ſich. Er ſpielte. Die Prinzeſſin ſchoß ihm Gelder vor, ſchenkte ſie ihm. Er verlor alles. Er trumpfte auf und zeigte im Rauſch ihr edelſteinbeſetztes Bildnis. Der König ließ ihm auflauern, ihn abfangen, wenn er von ihr nächtlich in die Garniſon zurückritt. In Arreſt wurde Trenck geſchickt. Da wehklagte er Amalia demütig, wieviel er um ſie dulde, und beteuerte, wie gern er es täte. Und gegen andere tat er ſtolz und geheimnisvoll, nannte ſich einen Märtyrer ſeiner Liebe. Der König haßte ihn, ſo ſehr er ſeine Schweſter liebte. Nur ſchonend konnte er dieſen unbequemen Liebhaber beiſeite tun. Er ſchickte ihn auf Reiſen, nach Wien, denn zwanzig Arreſtſtrafen waren fruchtlos geblieben.

Prinzeß Amalia liebte ihren Trenck. Sie war dieſem Jüngling wie verfallen, ſeitdem ſie ihn das erſtemal geſehen und keck zu ſich entboten hatte. Sie ſchenkte ſich arm und elend an ihn. Aber ihre Liebe war blind und erkannte den leichtfertigen Schwätzer nicht.

Roſe lebte allein ihrem ungeborenen Kinde. Die Prinzeſſin hatte ſie mit einer wehen Gebärde auf ein königliches Landgut hinausgeſchickt, ihre Stunde abzuwarten. Hier wuchs Roſe über ſich ſelbſt und über ihre verſchmähte Liebe zu dem Baron von der Trenck hinaus.

Trenck wurde feſtgenommen, weil er Feſtungspläne an Oeſterreich verkauft habe.

„Man mag doch nicht denken, daß Eurer Majeſtät Kavaliere mit der Maria Thereſia ſcharmutzieren, ihr unſere Pläne um eine Koſeſtunde ſchenken. Das iſt ja nicht möglich, iſt nicht wahr, daß der Trenck —“ ſo riet man warnend ab.

„Ich will's!“ Der König trumpfte auf. Trenck wurde auf Glatz gefangengeſetzt.

Trenck ſandte ſeine Hilferufe an Amalia. Und die Prinzeſſin ſchickte Geld, Geld, von bitteren Tränen begleitet. Roſe brachte es immer auf den Weg. Die Prinzeſſin warf ſich dem Könige zu Füßen um Trencks willen.

„Er ſoll ausbrechen! Meine Wachen enden dieſen Narren, welcher den Ruf meiner geliebten Schweſter begräbt, mit einer einzigen Kugel.“

Die Königin-Mutter bat. Sie warnte.

„Fritz, du magſt klug ſein, ſtaatsklug wie kein zweiter. Aber du biſt furchtbar grauſam.“

Der gerechte König bezwang ſich bis zur Ungerechtigkeit.

Und Trenck entſprang der Haft an einem hellen Wintertage. In Wien, in Moskau und überall ſchmähte er den König von Preußen und küßte vor allen Kavalieren an-

betend das edelsteinbesetzte Bild seiner königlichen Geliebten, der Prinzessin Amalia von Preußen. Er schrieb an sie um Gled, und wieder um Geld. Amalia verzieh ihm seine Schwätzerei. Kein Prinz bewarb sich mehr um ihre Hand. Trenck hatte ihren Ruf bei allen Höfen durch sein Schwatzen untergraben. Der König bemitleidete seine wunderschöne Schwester aufs höchste. Er entzog ihr niemals seine Liebe und Zärtlichkeit. Sie ward die Oberzeremonienmeisterin seines frauenlosen Hofes und erregte auf allen großen Festen Staunen und Neid.

Einmal bei einem Nachtkarussel im Berliner Lustgarten war sie so blendend schön in ihrem Kleide von Silberstoff, daß mancher in Versuchung kam, sie für ein überirdisches Wesen zu halten. Voltaire machte auf der Stelle ein Gedicht auf sie.

Der König dachte auch milde und zärtlich über ihre Schulden, die um Trencks willen wuchsen. Er machte sie zur Aebtissin des altehrwürdigen reichsfreien Stiftes Quedlinburg. Das brachte ihr große Einnahmen. Amalia war die erste Quedlinburger Aebtissin, welche fern von dem Stifte, in Berlin, lebte. Ihre Einkünfte flossen zumeist in Trencks Taschen. Und Friedrich ließ es geschehen.

Der in der Welt umschweifende Baron selber hatte vom Könige von Preußen nur noch Rache, bittere Rache zu gewärtigen. In Danzig wurde er eines Tages eingefangen, auf die Festung Magdeburg gebracht und in einem schwarzen Kerker unter der Erde in Ketten gelegt.

Längste Zeiten des nun siebenjährigen Krieges hatte der preußische Hof zu Magdeburg verbracht, hatte Prinzessin Amalia die gleiche Luft geatmet mit dem Geliebten, sie in königlichen Gemächern, er tief unter der Erde in Ketten und Kerker. Und um ihren unauslöschlichen Jammer noch zu vergrößern, sah sie den Sohn Trencks Tag um Tag vor Augen. Er war nun in jenen gleichen berauschenden Jünglingsjahren, welche damals ihrer beider Herzen zueinander geführt hatten, und er war ganz und gar sein Vater! Einzig das Prahlerische ging ihm ab; er hatte viel Besonnenheit und Innigkeit von seiner Mutter im Blute. Ihn als das Abbild ihres Glückes sah Prinzessin Amalia jeden Tag vor sich und konnte ihm doch nicht anvertrauen, was ihr Herz immer von neuem zerriß: Dein Trenck schmachtet in Ketten!

Den Gefangenen in der Kasematte erreichten ihre Seufzer, auch ihr Geld nicht mehr; seine Wächter schienen wahrhaft unbestechlich und der König unbeugsam in seiner Rachsucht. Was alles hatte Amalia unternommen, den königlichen Bruder zu versöhnen? — Sie, die keinen Abend einschlafen konnte, ehe sie den Gefesselten nicht in ihr Gebet eingeschlossen hatte, die Domina Aebtissin war allen Festen und Freuden gänzlich abhold geworden, seit Trenck in der Magdeburger Zitadelle saß, vollends, seit sie selber auf königlichen Befehl in Magdeburg leben mußte. Ihr Liebreiz war verblichen, die schönen blauen Augen, vom vielen Weinen hohl und leer, traten ihr weit aus den Höhlen, versagten ihr oft das Sehen. Die Wangen waren welk und

runzlig geworden, die Kiefer eckig, die Nase spitz. Ihre Hände, ihre Beine zitterten. Kraftlos lebte sie ihre Tage, diente allein dem Gedanken: Wie befreie ich ihn?

Mählich hatte sie ihr ganzes Hoffen auf das Ende des Krieges gesetzt! Wenn der König als Sieger heimkehrt, wird er deinen Nächten brüderlich den Schlaf wiederschenken, den Gefesselten freigeben wollen. — Und sie erfragte das Ende des endlos scheinenden Krieges von Wahrsagerinnen und Kartenschlägerinnen, sehnte den Frieden herbei und sah sich immer wieder enttäuscht. Sie zerbrach sich den Kopf. Und zuletzt wußte sie sich nur einen einzigen Weg: die Kaiserin Maria Theresia in Wien allein konnte Trenck, ihren Offizier, freibitten. Doch vor ihren Thron zu gelangen, war einer preußischen Prinzessin unmöglich.

Mit Armen und Beinen an schwere Ketten geschlossen, einen drückenden Eisenring an klappernder Kette um den Hals, und beide Hände durch einen schweren eisernen Stab gefesselt, saß von der Trenck unter der Erde. Alle Welt erzählte sich von Trenck und deutete verstohlen mit Blicken und Händen auf die Prinzessin Amalia. Bald hieß es, der eiserne Halsring habe ihn fast erwürgt, bald, der König habe ihn ermorden lassen. Und letztens tauchten immer häufiger blitzende zinnerne Becher, kunstvoll mit kaum lesbar kleinen Bildern und Schriftzügen graviert, in Magdeburg auf, Trenckbecher, welche anzufertigen dem unglücklichen Gefangenen seine Fesseln gerade noch ermög-

lichten. Er gab ſie um ein Billiges an ſeine Wachtoffiziere, und dieſe trieben einen ſchwunghaften Handel damit. Auf jedem Becher war ſinnvoll die märtyreriſche Liebe Trencks zur Prinzeſſin von Preußen angedeutet.

Nun neigte ſich vollends der Krieg ſeinem Ende zu, und der Abſchied des Hofes von Magdeburg ſtand bevor.

Anna Amalia flüchtete ihrer einſtigen Zofe und immer vertrauten Freundin ans Herz. Und Roſe lebte in Sorge um ihren Sohn, der in die Fremde ziehen will.

„Wohin geht ſein mutmaßlicher Weg?“

„Nach Wien an den Hof der Kaiſerin Maria Thereſia.“

„Um Gotteswillen! Wenn das mein Bruder, der König, gehört hätte! Aber das iſt der Sinn des Vaters in dem Burſchen. Hat nicht Trenck grad in Wien am Hofe aus meinem Bildnis, aus meinem Herzen ein buntes Allerweltskonterfei gemacht? Gott vergeb's ihm!

Nach Wien an den Hof? Roſe, ich ſelbſt kann es der Kaiſerin mit ihren vielen Kindern nie vergeſſen, daß ſie mir Anno 59 durch ihre Huſaren hunderttauſend Taler von meiner guten Stiftsſtadt Quedlinburg fordern ließ, mir Steuerrat und Stadtvogt bis nach Nürnberg als Geiſeln mitſchleppte. Da waren ja die Franzoſen im nächſten Jahre faſt gnädiger.

„Und wer wirbt in Wien?“ fragte Roſe bang.

„Geld!“ ſagte Amalia hart und erhob ſich. Knochig, ein wenig nach vorn gebückt, die ſpitze Naſe ſteil geradeaus, ſtand ſie da, völlig ihrem königlichen Bruder gleichend und eines Geiſtes mit ihm.

In diesen stählernen blauen Augen las Rose eines langen, rauhen Lebens Erkennen und erbarmungsloses Entsagen.

— — — — — — — — — —

In den kommenden Frieden der Völker hinein reiste Rose Reimwell nach Wien. Sie nahm die Fahrt über Dresden und besuchte das Sterbehäuschen, das Grab der verstorbenen Neuberin.

Nicht weiter als eine Stunde fern von dir will ich begraben sein! Das war ihr Wunsch.

Als in deutschen Landen die Stadtmusikanten von allen Kirchentürmen in guter Morgenfrühe den Hubertusburger Frieden einbliesen, zahlte Rose in einem Stübchen der Hofburg dem kaiserlichen Kaminheizer Strazzi zweitausend bare blanke Dukaten auf den Tisch.

„Noch achttausend in gleicher Münze sind Euer Lohn, wofern es gelingt, wie verabredet ist."

Der Savoyarde warf die vollen Lippen lächelnd auf.

„Es gelingt. Freilich braucht's gute Weile, schöne Frau." Und schäkernd packte er ihren runden Arm.

Schlag sechs Uhr hockte er im Schlafgemach der Kaiserin vor dem Kamin, blies das Feuer an und überdachte sich die Sache. Er traute sich ja viel zu und hatte schon manches bei der mächtigen Maria Theresia erreicht, wenn er morgens beim Feueranmachen mit ihr plauschte. Hochgestellte Herren suchten ihn heimlich auf und drückten ihm dankerfüllt die Hände, füllten seine Truhe mit Gold. — Aber der Schwester

des verhaßten Preußenkönigs den Geliebten losbitten, — grad' jetzt nach so langem Krieg und wo der Friede nichts eingebracht hatte —?

Am besten ließ man die Prinzessin aus dem Spiel und bat für die schöne Kammerfrau, die eigens hergeeilt war. Ein appetitliches Weib in seinen besten Jahren!

Es kam der rechte Morgen, die Rettung des armen Trenck einzufädeln. Märzensonne strahlte durchs Fenster, ein wenig verwegen wie ein echtes Wiener Kind. Die Kaiserin warf froh die Decke zurück und legte die entblößten Arme unters Haupt, als Strazzi eintrat und ehrerbietig seinen Morgengruß darbrachte.

„Geh' her, Strazzi, und regier' heut' für Uns die Völker, derweilen Wir in die Auen kutschieren wollen."

Er lag vor dem Ofen, knurrte: „Tät' mich fein hüten, kaiserliche Majestät."

„Warum denn nicht? Jeder möcht' wohl gern einmal an Meiner Statt thronen, einen Tag, einen halben."

„Keine Sekunde aber ich", bestritt er.

„Du Narr!"

Strazzi hob kaum den Kopf vom Kaminloch, sagte: „Wär' freilich ein Narr, zu regieren und flugs einen Unschuldigen zu verurteilen."

„Man verurteilt nicht alle Tag'. Unsereins tut vielleicht auch gute Dinge."

Strazzi antwortete nicht. Er hatte sein Verfahren ausgeprobt; schwieg er jetzt eine Weile, so verlangte die Kaiserin

bald, er solle etwas erzählen. Dann kam seine Stunde. Er gähnte schon laut und lange.

Da lief Maria Antoinette in die Kammer der Mutter und setzte sich zärtlich ans Bett.

„Gelt, da schau den Strazzi an, mei' Tonerl. Will nicht Kaiser statt Unser sein ..."

Die Prinzessin lachte. Der Kaminheizer schwieg noch immer diplomatisch.

Nach einer Weile hob er sein Schüreisen hoch.

„Da, geruhen's anzuschauen. Dreimal so dick Eisen trägt er um den Hals und ist unschuldig. Zehn Jahre schon. Einmal hat ihn das Eisen schier erwürgt. Möchtest an seiner Stelle sein, im Halseisen, Prinzeßchen? Gar aufs Schafott kommen?" —

Maria Antoinette schrie auf.

„Scheuch' mir das Kinderl nit und sprich aus, von wem du redst in Unsern Landen. Ein Blinder siehet oft zumeist die Gerechtigkeit."

Der Mann am Kamin hörte nicht auf die Frage, er klagte gradwegs an.

„Um nichts und nichts als Küssen und Tandeln das! Eisen an Hals, Hand und Bein, o heilige Mutter Gottes, sei solchem gnädig, der dieses Urteil gesprochen hat!"

Die Kaiserin hatte sich im Bette aufgerichtet. Es ging sie an, was der Bedienstete da am Ofen sprach.

„Bei den Häuptern meiner geliebten Kinder, ich will ihn strafen, wofern das Urteil falsch ist. Sprich!"

Der Kaminheizer ſetzte ſich auf den Knien zurück und ſah der Kaiſerin Maria Thereſia grad' ins Geſicht.

„Diesmal reicht Eure Macht nicht ſo weit, Ihr hättet es denn im Friedenstraktat ausbedungen."

Mit einem Sprunge war die Kaiſerin aus dem Bett, ohne Scheu ſtand ſie im halboffenen Schlafgewand vor dem Bedienſteten, der niederſten einem unter den Tauſenden, die ihre Hände und Gehirne für ſie bewegten, die alle ihre Herzen ihr ſchenkten. Sie rüttelte ihn an der Schulter.

„Menſch, von wem ſprichſt du?"

„Der König von Preußen hat ihn verdammt. Ihn! Eure Majeſtät kennen ihn auch. Seine Geliebte und ſein Sohn flehten zehn Jahre vergeblich um Gnade."

Die Kaiſerin ließ den Mann los und ging zum Bett zurück.

„Du Narr, mit einer angefangenen Sache verdirbſt uns den Morgen. Sag' den Namen, daß ich darauf wieder vergeß, ſonſt werd' ich's bei Tag nicht los, dein Geſchwätz. —

Zum Lohne will ich dir den Menſchen ſchenken. Ja, ich bitt' ihn los beim Preußenkönig. Ein Kavalier iſt Friedrich dennoch und kann mir meine erſte Bitte nach Friedensſchluß nicht weigern.

Sprich!" gebot ſie ſtreng.

„Baron Trenck," ſagte Strazzi, Gleichgültigkeit heuchelnd.

„Ah! Du biſt beſtochen, mein Freund. Da war doch die Prinzeſſin mit dem gebrochenen Herzen . . .“

„Iſt ein alt Weiberl geworden und im geiſtlichen Stand.“

„Das iſt wahr, ich beſinn' mich.“

„Eine kenn' ich, die ihm Mutter von einem Kinde iſt.“

„Du haſt mein Wort.“

Der Heizer ſtand auf.

„So bin ich heut' nimmer Kaiſer geweſt ſtatt Eurer, und es hat doch eine Guttat abgegeben, halten zu Gnaden.“

Die Kammerfrau fand ihre hohe Herrin nachdenklich. Bald befahl ſie einen Briefſchreiber.

Der Parkettbohner und Kaminheizer Strazzi buchte daheim eine ſtattliche runde Summe auf der Guthabenſeite ſeines heimlichen Büchleins. Lächelnd verbarg er es wieder zutiefſt in ſeiner Truhe.

„Das Ablernen von der Komödiantin hat doch ſein Gutes. Maßen die Frau Neuber gewollt hätte, ſo wäre ich auch einer geworden. Sind Menſchen, haben eine große Gewandtheit, und nützen ſich und anderen viel. Wann ein Kaiſer mit ihnen ſpricht, ſchaut er wohl in einen Spiegel, wie die Krone recht zu tragen ſei und der Mantel von Purpur.“

Strazzi hielt gern ſolche einträglichen Selbſtgeſpräche.

So begann noch niemals das Feſt aller Feſte. Früh am Weihnachtsheiligabend wurde der Prinzeſſin-Aebtiſſin durch eine Eſtaffette aus Berlin ein königliches Hand-

ſchreiben gebracht, aber ſie ließ niemand ein und wollte auch den Brief nicht ſehen. Vor Tagen ſchon hatte die Prinzeſſin erklärt, dies Weihnachtsfeſt, das erſte im neuen Frieden, überlebe ſie nicht.

Nun lag der Brief im Vorgemach auf dem Tiſche und wartete, ein abgewieſener Beſuch.

Roſe war an dieſem Morgen von ihrer Magd gar unſanft geweckt worden und hatte den Schreck davon noch in den Gliedern.

„Der Fritz iſt weg — er iſt weg! Mit ſeinem Felleiſen auf dem Rücken ging er aus dem Tor. Ich weiß gewiß, daß er nicht wiederkehrt.“

In der Stube lag ein Brief auf dem Tiſch.

„Liebſte Mutter, verzeihe mir! Ich will ins Leben; es gibt mir genug Geheimniſſe auf.“

Da ſchloß ſich auch Roſe in ihre Kammer ein und weinte.

Noch ein dritter Brief kam dieſen Weihnachtsheiligabend nach Magdeburg. Ihn trug ein flinker und gar vornehmer Reiter herzu, Karl Leopold Graf Schlieben, königlicher Leutnant von der Garde. Gerichtet war das Schreiben an den Kommandanten, und der Inhalt war derart, daß flugs alle Leute — es war zur Stunde der Wachtparade — auf dem Paradeplatz zuſammenliefen und laut jubelten, ſchwatzten und bewunderten, Freudentränen weinten.

Gab es denn einen neuen Friedensſchluß, oder war dem König in Berlin gar ein ſpäter Erbe geboren?

Der Kommandant der Feſte Magdeburg, Oberſt von Reichmann, der Platzmajor, der Wachtmajor und der Major du jour gingen mit dem Leutnant Grafen Schlieben zur gleichen Zeit in die Zitadelle hinein und ließen ſich einen gewiſſen Kerker aufſchließen. Ein Schmied folgte ihnen, Eiſen und Zangen in den Händen. Eiſerne Türen raſſelten, Ketten klirrten. Die Offiziere traten ins Dunkel, und eine Menge Menſchen folgte ihnen nach.

Der Gefeſſelte ſtand geblendet, hörte Worte, folgende Worte:

„Mein lieber Trenck, diesmal habe ich, der Kommandant, die Freude, Ihnen die erſte gute Nachricht zu bringen. Man hat endlich beim König erwirkt, daß man Ihnen die ſchweren Feſſeln abnehmen ſoll.“

Der Schmied trat vor und klappte ſeine große Zange auf.

„Auch ein beſſeres Zimmer werden Sie erhalten.“

Trenck reckte ſich auf und trat ins Helle. Die erſte Kette fiel hinter ihn.

„Man will mir die Wahrheit in einzelnen Biſſen zureichen, daß ich nicht daran erſticke. Freiheit oder Tod, Herr Oberſt?“

„Sie ſind frei!“ Reichmann umarmte ſeinen berühmten Häftling.

„Ich bin frei! —“ Trenck ſprach es leiſe vor ſich hin und nickte ſchwer.

„Was wollen Sie für ein Kleid?“

„Meine Uniform!“ Mit dieſem Wort war der dem Le-

ben Wiedergegebene vollends bei sich und trat mit festem Schritt in den Kreis der preußischen Offiziere.

Es drängte sich auch schon ein Schneider an ihn und schwenkte das Maßband.

„Morgen früh, Meister", sagte Herr von Reichmann, „muß diese Uniform fertig sein."

„Das ist unmöglich, gnädiger Herr. Wir haben Weihnacht, wir haben . . ." Der Schneider wimmerte allerlei.

„Gut, der Schneider sitzt morgen nebst seinem Gesellen in diesem Loche, wenn das Kleid nicht fertig ist."

Da legte der zitternde Schneider ein heiliges Versprechen ab. Und unter Zange, Feile und Eisen fiel endlich auch die letzte Kette Trencks. Der Kommandant führte den Schwankenden selber an seinem Arme aus dem Kreise der Gaffenden ins Offizierszimmer. Und der Platzmajor kam mit Federkiel und Tintenfaß, legte ihm das übliche Jurament aller freigelassenen Staatsgefangenen vor.

Trenck las, gelobte mit Handschlag und unterschrieb: Ich schwöre,

daß ich mich an niemand rächen wolle,

daß ich weder die sächsischen noch preußischen Grenzen betreten,

noch von allem, was mir geschehen, schreiben oder sprechen, und

daß ich, so lange der König lebt, keinem Herrn, weder im Militär noch Zivil, dienen wolle.

Graf Schlieben hatte noch einen anderen Brief in seiner

Kuriertaſche gehabt und lieferte ihn jetzt dem Freiherrn von der Trenck glückwünſchend aus; vom General Nied, dem Miniſter der Kaiſerin Maria Thereſia in Berlin: „Lieber Trenck! Ich freue mich herzlich, Gelegenheit gefunden zu haben, um beim Könige Ihre Freiheit zu erwirken. Nun tun Sie aber alles willig und freudig, was Schlieben von Ihnen fordern wird.“

Und während Trenck noch überlegte, beſtürzt vor allem ſich fragte, wer denn nur ihm beim Könige das gute Wort geſprochen, trat Graf Schlieben ſchon kameradſchaftlich neben ihn und gab ſeine Maßnahmen bekannt:

„Lieber Trenck! Ich habe Befehl, Sie heute nacht von hier im verdeckten Wagen über Dresden nach Prag zu führen, und nicht zu geſtatten, daß Sie auf der Reiſe mit jemand ſprechen ſollen. General Nied hat mir dreihundert Dukaten behändigt, um alles zu beſtreiten. Ich will ſogleich einen Wagen kaufen. Da aber heute nicht alles fertig ſein kann, ſo iſt mit dem Herrn Kommandanten die Abrede genommen, daß wir erſt morgen nacht von hier abreiſen werden.“

„Einverſtanden. Aber führen Sie mich, lieber Graf, noch einmal in mein Gefängnis.“

Schweigend legten ſie den Weg zurück und ſchweigend betrat Trenck den verhaßten, vertrauten Raum. Sein Auge, ſeine Hände ſuchten in allen Winkeln, wühlten blitzende, goldene Dukaten hervor, Stück für Stück — gegen ſiebzig.

„Das iſt mein ſauer verdientes Geld für viele Jahre und viele Becher, die ich mit dem Nagel bekratzte.“

Er verteilte es an die Schildwachen und Posten.

Den Weihnachtsheiligabend verbrachten sie beim Wein in der Wachtstube, sangen und tranken bis in die tiefe Nacht. Und Trenck schmiedete Zukunftspläne, schwatzte sie aus, erzählte von Vergangenheiten und hielt sich schadlos für die langen, stummen und dunklen Jahre. Sein Mundwerk wollte nicht stillstehn.

Am andern Morgen war er vor dem Spiegel und legte die Uniform an, Säbel und Stiefel. Er fühlte sich stolz und verjüngt. Draußen läuteten die Weihnachtsglocken.

Und dann besuchten ihn alle Stabsoffiziere der Garnison, tafelten bei ihm. Nun schwirrten seine Pläne nur so herum. Es wurde Abend überm Zechen und Schwatzen. Die Nacht kam.

Der Wagen, mit vier Pferden bespannt, hielt vor der Wache. Man umarmte und küßte sich, berauscht und beglückt, denn Trenck hatte jedem ein Königreich verheißen. An Schliebens Seite fuhr er aus dem Tore in die Nacht.

Draußen, unweit des Tores, sprang eine Gestalt hinten auf die Reisekutsche auf und prallte unsanft gegen das Verdeck. Graf Schlieben ließ halten. Man zog einen riesenhaften, verschüchterten Burschen herab.

„Wer bist du?"

„Ich hab' auf den Freiherrn von der Trenck gewartet, seit gestern."

Man leuchtete ihm ins Gesicht. Trenck erschrak, musterte, befragte und betastete den großen Menschen.

„Woher kennſt du mich?“

„Meine Mutter und die königliche Prinzeß haben es erzählt. Ich will mit Herrn von der Trenck nach Wien reiſen.“

Da nahm ihn Trenck in ſeinen Wagen und hatte viel zu forſchen auf ſeiner langen, winterlichen Reiſe.

In Magdeburg die Domina-Aebtiſſin fand doch noch, zur gleichen Stunde, den Königsbrief. Es trieb ſie hin zu dem Blatt.

Sie las, und ihre Knie wankten, indes ſie las:

Dein Schätzgen gab ich frei, ma chère Amalia, doch ſieht er Dich niemals vor meinem Tode.

*

In dem prächtigen neuen Palais der alten Prinzeſſin Amalia Unter den Linden war es mit den langen Friedensjahren ſtiller und ſtiller geworden. Jene Tage, an denen die Domina-Aebtiſſin nach Potsdam herüberfuhr, beim Könige als Zeremonienmeiſterin an großen Empfangstagen zu fungieren, waren längſt vorüber. Die beiden einſamen Geſchwiſter waren alt und zu ſpöttiſch geworden. Man fürchtete ihren ſcharfen Blick und ihre ſtrenge Zunge. Der Alte Fritz hielt ſich noch eher; er ſaß im Regimente und ſtraffte ſich den Rücken. Anna Amalia aber war lange außer Kurs. Man nannte ſie auch nicht mehr den ‚Hauptſpion‘ des Königs, ihr Bruder Heinrich ſchalt ſie nicht mehr die ‚böſe Fee‘, und ihre Liebſchaft mit dem ſpäteren Sträfling von der Trenck in der Magdeburger Zitadelle hatte man vergeſſen.

Im Quedlinburger Stifte, wo ihr Thron stand, war sie selten, das letztemal vor zwei Jahren, erschienen und nach vierzehn Tagen wahrhaft fürstlicher Hofhaltung wieder gen Berlin gereist. Seitdem kam der neue Stiftshauptmann, Geheimrat von Arnstedt, zum Vortrage nach Berlin. Auch heute war er wieder drinnen im Gemache, legte der Domina Akten und Unterschriften vor. Das geistliche Regiment des Stiftes lag ihr noch immer am meisten am Herzen; daß auch ja alle die vielen kleinen Feiertage und Bußtage für abgeschafft galten, dazu die Kinderfrühpredigt am Weihnachtsmorgen, nur eine Last und Plage für Eltern und Kinder.

„Man hat Christentum auch ohne das."

Sie saß in ihrem Stuhle, dahingesunken wie ein uraltes Mütterchen, gebückt. Die lange, spitze Nase stach gelb und wie ein Messer scharf aus dem lederfarbenen Runzelgesicht. Das fest zugekniffene linke Auge blinzelte, das rechte war vollends erblindet, gelähmt hing der rechte Arm mit der Knochenhand an der rechten Seite herab. Die linke zitterte heftig. Sie war so dürr, daß man jedes Aederchen spielen sah. Und erst der spindeldürre Leib! Dennoch trugen ihn die schwachen Füße kaum noch. Und Rose Reimwell war nun längst bei ihrer alten Herrin wieder Tag und Nacht im Dienste wie einst in Jugendtagen, trug sie vom Bett zum Stuhl und wieder ins Bett zurück.

Die getreue Kammerfrau mit ihren siebenundsechzig Jahren war noch aufrecht und fest, wurzelstark. Nur ihr Herz

quälte sie, und die Flucht ihres „Fritz“ vor vierzehn Jahren verbitterte ihr Alter. Niemals hörte sie von ihm.

Die Prinzessin, vierundsechzig Jahre erst, war gegen Roses Rüstigkeit bloß noch ein verlöschendes Licht. Daß sie seit zehn Jahren halb blind, halb lahm war, sie hatte es ertragen, sich spottend ein verdorrtes, unfruchtbares Reis am Hohenzollernbaume genannt — daß sie im letzten Sommer den großen, trotz allem je und je herzlich geliebten königlichen Bruder an den unerbittlichen Tod verloren hatte, das untergrub die letzte Wurzel ihres Seins.

Sie hatte mit dem Leben abgeschlossen und wartete auf den Tod, fast in Ungeduld. Seit Tagen vollends war eine Unruhe über sie gekommen, die Rose unerklärlich schien. Der Leibarzt schob dies lächelnd auf den ungewöhnlich milden, fast sommerlichen März dieses Jahres und rief der halbtauben Fürstin scherzend ins Ohr:

„Der Frühling ist da, königliche Hoheit.“

„Ja“, sagte sie weich. „Mein Bruder im Himmel wartet. Der kann mir nicht vergeben, daß ich ihn immer in Sanssouci allein gelassen habe: Eine Gnade wär's, wenn er mich bald holte.“

Diesen Morgen hatte sie sich von Rose ganz besonders schmücken lassen, hatte sogar den Stern des Schwarzen Adlerordens sich anlegen lassen, den sie sonst so selten getragen hatte.

„Arnstedt kommt. Es ist das letztemal, daß er seine Aebtissin sieht. Und — Trenck kommt heute.“

Da war es Roſe doch auch ein wenig wie ein Schrecken, wie ein erſchrecktes Erinnern übers Herz gefahren. Trenck! Vor einem Menſchenalter hatte ſie dieſen Namen aus ihrer Seele ausgetilgt, hatte den unwerten Vater über ſeinem, ihrem Sohne vergeſſen und ihre unglückliche Herrin mit dem Namen Trenck, mit Erinnerungen, Hoffnungen, Gebeten, die ſich an die eine Silbe knüpften, Jahr um Jahr getreulich getröſtet, als ſpräche ſie einen Namen aus, der völlig losgelöſt von ihrem eigenen Ich war. Darüber waren ſie beide alt geworden. Trenck war wieder frei, lebte in der Ferne und ſchwatzte, prahlte wieder mit ſeiner Märtyrerſchaft als Geliebter einer königlichen Prinzeſſin von Preußen. Darüber war die bloßgeſtellte Liebende alt und ſtill geworden, war ganz Verzeihen ſeiner Fehler.

Und heute kam er, kam der Vater ihres Fritz — —

Roſe ſtand wartend, bewegt, am Fenſter. Der Stiftshauptmann beendete ſeinen Vortrag und verabſchiedete ſich. Die Prinzeſſin rappelte ſich zitternd, mit Aufbietung aller Kraft ein wenig hoch und ſagte ihm Lebewohl — für immer. Ihre geborſtene Stimme lieh den Worten etwas unſagbar Feierliches und zugleich Erſchütterndes.

Das iſt nun deine Geliebte geweſen, Friedrich Freiherr von der Trenck, dachte Roſe und ſchalt ſich zugleich des Gedankens. Sie iſt nach dir verdürſtet und verdorrt. Du müßteſt wohl vor ihr knien, wenn du heute in dieſes Zimmer trittſt.

Und ich ſelber? Mir iſt der Vater meines „Fritz“ ſo

ganz ein Fremder geworden, daß ich bloß neugierig sein werde, ob er mich nach seinem Sohne fragt. Friedrich Trenck! Was bist du für ein Mann. Auf der Bühne der Neuberin sah ich solche Menschen wie du.

Was sie aber nicht aussprach, die ihm einst ihre ganze Liebe geschenkt hatte in selbstvergessenen Stunden, die beiden Offiziere im Vorzimmer der Prinzessin, welche heute den großen Dienst hatten, taten es um so offener.

„Also der Trenck findet sich zu guter Letzt doch noch her zu unserer Prinzessin, nachdem er wochenlang in allen Salons der Residenz herumscharwenzelt und an allen königlichen, fürstlichen und privaten Tafeln herumgesessen ist, der alte Komödiant. Der königlichen Majestät ist er das Haus eingelaufen vornherum und hintenherum, hat sogar eine handschriftliche Separateinladung durchgesetzt. Was er eigentlich mit all dem bezweckt, der alte abgefeimte Schauspieler, das ist noch nicht am Tag. Eines von seinen vielen Kindern hat er jedenfalls gleich auf den ersten Hieb als Leutnant bei den Posadowskyschen Dragonern placiert."

„Einen Komödianten haben Sie ihn genannt, mon camarade. Das ist der rechte Name. Früher hab' ich Mitleid mit ihm gehabt, aber er hat es mir geraubt und gemordet, Schlag auf Schlag. Ist doch wahrhaft ein Komödiant.

„Wissen Sie das von seiner Hochzeit?" —

„Ich weiß bloß, daß er eine kleine Bürgermeistermaid gehochzeitet und sieben oder acht Kinder mit ihr hat. Anfangs

ſoll ſie dem gewalttätigen Kerl wohl lieber entlaufen ſein."

„Sie ſind nicht gut berichtet. Unſer edler Herr Baron von der Trenck warb und heiratete ganz regulär, hielt große Tafel ab und führte darauf ſein Liebchen in die Ehekammer. Hier ſchloß er ſogleich die Tür ab und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche, zog ein Piſtol und —"

„Ein Piſtol?'

„Und hielt es der ſchönen jungen Frau unter das Näschen. Sagte mit großer Betonung und fürchterlichem Augenrollen: Mich und meinen Ruhm als wahrhaft Liebenden und um der Liebe willen Kerkerqualen Leidenden kennſt du. Ueber dich und deine Vergangenheit, meine Teure, hat man ſich erlaubt, mir einige Geſchichten zuzutragen. Als dein Gatte kann ich verlangen, die Wahrheit zu hören. Alſo wähle: entweder eine Generalbeichte oder den Tod von meiner Hand!"

„Das iſt ja köſtlich, camarade. Ganz Komödiant, ganz Trenck! Was tat die junge Frau?"

„Die arme Dame warf ſich in Todesangſt ihm zu Füßen und flehte ihn um Gnade an. Er war unerbittlich, und ſie legte endlich die von ihm verlangte Beichte ab, wobei ſie in ihrer Furcht vielleicht ſogar mehr ſagte, als wahr geweſen iſt. Als ſie nun geendet hatte in dieſer Nacht, die ſo ganz gegen ihr Ahnen und Erwarten verlief — —"

„Was tat da unſer Trenck?"

„Er legte die Piſtole weg und ſagte: Liebe Frau, du kannteſt mich nicht — ſonſt würdeſt du dich nicht geängſtigt

haben. Deine Vergangenheit geht mich nichts an; ich habe dir keinen Vorwurf zu machen und werde dies niemals tun. Ich wollte nur wissen, ob du imstande wärst, die Wahrheit zu sagen; du hast sie gesagt und ich bin beruhigt. Ich biete dir also meine aufrichtigste Freundschaft, meine innigste Liebe und mein vollstes Vertrauen an. Da schlug die Dame in seine Hand ein."

„Und wer hat Ihnen die Geschichte erzählt, daß ich sie glauben soll?"

„Frau von der Trenck!"

„Zuverlässig?"

„Sehr. Ich bürge."

Die beiden Kavaliere lachten ihr heiterstes Lachen.

Bewegt trat der stiftische Geheimrat von Arnstedt aus dem Gemache der Prinzessin. Er mußte sich erst sammeln von dem großen Eindruck der Stunde drinnen und ließ sich wie hilflos von den beiden Offizieren mit seinem Mantel bekleiden.

Da stand auf der Schwelle — Friedrich von der Trenck. Ein Mann mit weißen Haaren, den Rücken gekrümmt — aber die hellen Augen gingen um und um wie einst. Sie hatten sogleich den prinzlichen Adjutanten erkannt.

„Ah, **mon ami**! Sie sind wie verjüngt. Meine Frau wird das freuen. Also hier sitzen Sie am Feuer, daß Sie nie mehr zu den Trencks fanden! Ja, das freie Lachen ist weit. Aber ich alter Kerl hab' doch die Reise gemacht. — Ja, sehen Sie, jetzt kann unser krummer Buckel nicht mehr

leugnen, daß wir einmal zehn Jahre lang sechzig Pfund schwere Eisenketten schleppten. Wofür? Für ein Ideal und für einen hartnäckigen König."

Der zweite Offizier maß ihn mit einem kühlen Blick und öffnete, während der Adjutant den Stiftshauptmann hinausbegleitete, die Tür ganz weit.

„Der kaiserliche Major von der Trenck!"

Tief verneigte sich Trenck auf der Schwelle, ganz tief, und als er aus der gebückten, demütigen Haltung ein wenig ächzend endlich wieder hochkam, vergeblich seinen altersskrummen Rücken gerade recken wollte, ging sein lebhafter Blick suchend im Zimmer um.

Da saß im Sessel am Pult ein ganz altes Mütterchen und hob die heftig zitternde, geöffnete Linke ein wenig aus dem Schoße.

Da stand unweit vom Sessel eine stattliche, weißhaarige Frau und schaute ihn mit großen Augen verwundert an.

Aber das Mühmlein im Sessel, die zittrige Hand weit ausgestreckt, trug den blitzenden Silberstern des Schwarzen Adlers auf der Brust. Das war — — die Prinzessin Amalia.

„Lieber, lieber Trenck!" — hörte er eine harte, hohe und unsichere Stimme. „Sie müssen ganz nahe kommen, daß ich Sie sehe und höre."

Er schritt hastig, bestürzt auf den Sessel zu, und die andere Frau, die dort wie eine Wächterin gestanden war, wich zurück, war verschwunden.

Trenck küßte die Greiſenhand. Er neigte ſich ganz nahe zu dem Ohr der alten Frau und ſah, indem er ſprach, daß ſie ſich wie zu einem Feſte gepudert und friſiert, mit einem vielgefälteten Spitzenhäubchen und ſilberbeſtickten ſchwarzen Kopfſchleierchen geſchmückt hatte. Ihr Kleid ſtarrte und kniſterte von Brokat und Seiden, aber es ſchlug tiefe Falten auf der eingefallenen Bruſt. Tief und tot lagen die Augen unter der hohen, wächſern ſchimmernden Stirn.

Da empfand er einen Augenblick lang, daß Menſchen auch über der Erde, auch königliche Prinzeſſinnen, in unſichtbaren Ketten und Qualen ſich hinſchleppen können. Und ſchuldbewußt blickte er auf dieſen welken, gekniffenen Mund, der ſo viel ſchweigen konnte.

„Prinzeſſin, können Sie einem Unglücklichen vergeben?"

„Trenck, Ihr Unglück hab' ich mein ganzes Leben mitgetragen. Da lernt man Verzeihung üben. Wie lange hat dieſer Tag uns auf ſich warten gelaſſen! Ich habe mich alle meine Jahre angeklagt, daß ich in unbedachter Jugend Euch an mich zog und die Berechnungen des Königs mißachtete. Noch mehr war es meine Schuld, daß ich im ganzen Leben nicht Macht genug hatte, Euch von meinem Bruder loszubitten."

Er neigte ſich ganz nahe an ihr Ohr und rief hinein: „Prinzeſſin haben es ja aber dennoch vermocht und ausgeführt, ich bin frei!"

„Ja!" Sie nickte ſeufzend. Ihr Atem ging ſchwer und keuchend. „Vierzehn Jahre ſeid Ihr nun frei, Trenck —

aber erſt heute iſt unſer Tag gekommen. Der König hatte mich mit ſeiner ganzen brüderlichen Liebe und Schärfe gefeſſelt, daß ich ein Wiederſehen mit Euch, Trenck, nicht wünſchen konnte, ohne ihm den Tod zuvor zu wünſchen. Da war der Zwang am größten, von meinen Jugendträumen Abſchied zu nehmen. Nun iſt mein Leben zu Ende. Ich habe verſpielt.

Die letzte Friſt iſt kurz, Fritz Trenck; wir wollen ſie uns nicht damit ſtehlen, uns den Spiegel unſerer Jugend vorzuhalten. Sprecht, wie es Euch erging. Ich hörte Gutes von Euch, Ihr ſeid glücklich geworden. Was habe ich für Euch in Zukunft noch zu tun?

Sprecht, ſo lange mein Ohr Euch noch hört!"

Sie faßte mit der ungeſchickten Linken nach ſeinem Arm und zog den weißhaarigen, gebückten Mann neben ſich auf den Seſſel, indem ſie ein wenig beiſeite rückte. Da ſaßen ſie nun beide, und der lichte Märztag umſpann mit goldenen Fäden die beiden Alten, vom Leben um ein Glück betrogen, das ſie vor anderthalb Menſchenaltern mit kühner Hand an ſich geriſſen hatten.

Trenck ſprach. Lauter und haſtiger als in jüngeren Tagen, wo ihm die Rede allzeit leicht vom Munde floß. Aber er fand auch heute und in dieſer weihevollen Stunde wieder Gefallen an ſeinem leichten Geſchwätz. Die Greiſin hörte ihm aufmerkſam zu, wie einſt. Sie hatte ihr halbtaubes Ohr zu ihm hingeneigt und ſaß mit ſchiefem Kopfe.

Eine vertraute Stimme erzählte ihr ein Märchen:

„Ja, ich habe geheiratet, Prinzessin. Halb aus Verzweiflung und halb aus Mitleid, muß ich gestehen. Euer Jugendbild trug ich unverrückbar im Herzen, aber alle Mädchen um mich trugen das meine in sich. Sie hatten einen Glorienschein um meine Gefangenschaft gewoben, sie beteten mich an. Ich konnte mich der Huldigungen kaum noch erwehren. Am tollsten war es in Aachen. Das Töchterchen des Bürgermeisters wollte sich vor meinen Augen den Tod geben, wenn ich sie nicht erhörte. Mir tat der brave Vater leid, das gute Mädchen. Ich ging mit mir zu Rate, mit Euch, die wie ein Engel mich durch mein Leben geleitete. Ein gutes Zeichen für meine Ehe erbat ich von Euch, Amalia.

Und es geschah. Als wir vom Hochzeitsmahl aufstanden und in unsere Kammer eingetreten waren, nahm mich mein junges Weib bei der Hand und sagte: Alles soll ich nun mit dir gemeinsam haben, Leib und Leben, Ehre und Zukunft. Erzähle mir allein, was du noch keiner Menschenseele anvertraut hast, deine große Liebe und deine harte Sühne für die Prinzessin von Preußen. Ich will sie mit dir lieben und anbeten.

Und so verging uns die Nacht. Wir weinten zusammen um Euch, Prinzessin Amalia. Wir beteten für Euch. Und haben es so gehalten allezeit. Unsere Kinder empfahlen wir im Gebet Eurem mächtigen Schutz, Prinzessin von Preußen."

Die Greisin hatte gedankenverloren in sein Sprechen hineingelauscht, und ihr Sinnen ging auf weiten Wegen. Mit der Zähigkeit des Alters und Ueberwindung ihrer selbst

fragte ſie jetzt: „Nennt mir Eure Kinder alle. Schreibt ſie auf und was ich für jedes tun kann. Wie alt iſt jedes? Ich hab' es beſſer auf Papier.

Und Ihr ſelber, Trenck. Was kann ich Euch zugute tun? Bringen Eure preußiſchen Güter wieder Geld oder ſoll ich Euch was geben? Nein, wehrt nicht ab; jetzt ſeid Ihr bei der rechten Schmiede. Das nächſtemal, wann Ihr kommt, bin ich tot und kann Euch nicht mehr helfen.

Drum hab' ich mit einem Kodizill in meinem Teſtament bis heutigen Tags gewartet, weil Ihr kommen mußtet."

Der Weißkopf neigte ſich abwehrend zurück, ſtreckte die Hand weit von ſich.

„Nichts für mich! Nichts, Prinzeſſin!" Und leiſer, zu ihr hingeneigt, ſagte er an ihrem Ohre: „Nehmet doch unſerer Liebe nicht den unirdiſchen Glanz. Kein Geld mir! Meine Kinder freilich, die empfehl' ich Euch, die Mädchen zu Hoffräuleins, die Jungen als Offiziere.

Ich ſelber ... der König wird mich ganz rehabilitieren — er ſchaute begehrlich auf den Schwarzen-Adler-Ordensſtern — ich komme wieder und bitte um Eure Huld und Vermittlung, Amalia, zu einem Vorhaben, einem Waffenbund und Völkerbündnis, das unſere Namen unſterblich, friedlich jedoch, mit dem Glanze Oeſterreichs verknüpfen ſoll wie den des großen Friedrich.

Er ſoll mir im Himmel abbitten —!"

Trenck war bei den letzten Worten jugendfriſch aufgeſprungen. Die Prinzeſſin hatte ihn nur noch halb ver-

ſtanden. Zweifelnd blinzelte ſie zu ihm herauf und ſagte mit herbem Spott:

„Dieſer jetzige König! Der achtet mich gering, weil ich ihm zu alt und zu dürr bin, Trenck. Da müßt Ihr Euch die Fürſprache unter den runden Lakaienweibchen und Küchendirnen im Schloß ſuchen.“

Dann kehrten ihre müden Gedanken wieder zurück, und ſie ſagte leiſe:

„So kommt Ihr alſo wieder — Ihr habt einen Plan. Kommt bald. Bald! Schickt mir Eure älteſte Tochter. Sonſt will ich bei meinem Bruder für Euch —“

Mitten im Satze brach ſie ab und lehnte ſich zurück. Schweiß ſtand ihr auf der Stirn, perlte auf der ſpitzen Naſe, die ſo ſcharf aus dem verwelkten Geſichtchen ſtach, als wäre Anna Amalia von Preußen ſchon eine Tote.

Sie ſchien es faſt zu ſein. Ganz ohne ſich zu rühren, lehnte ſie im Stuhl. Trenck ſtand entſetzt, wollte ihr helfen, ſie ſtützen und wieder ins Leben rufen.

Eine feſte Hand rührte ihn an. Die Frau mit dem greiſen Haar ſtand hochgereckt wie zu Anfang der ſeltſamen Audienz wieder da.

„Nehmen Sie dieſen Eindruck Ihrer Königlichen Hoheit mit ſich hinweg, Baron Trenck.“

Sie nahm ſeine Hand und führte den nicht Widerſtrebenden hinaus. Ich komme ja wieder, morgen ſchon, ſprech' ich vor, dachte er bei ſich.

Das Vorzimmer war leer. Auf der Schwelle blieb die

Frau ſtehen und hielt die Hand des Mannes feſt. Sie ſtanden Auge in Auge.

„Du weißt von ihm, von unſerem Sohne, Fritz. Wo haſt du meinen Sohn gelaſſen? —“ fragte die Frau mit angſtvoll zitternder Stimme.

Er ſenkte den Kopf, als ſänne er nach, ließ ihn ganz tief auf die Bruſt ſinken und ſtand ſo wie ein Geſtrafter ſtumm vor der Frau.

„Sprich!“

Ihre Stimme war tränenſchwer und ſchwang mit dunklem Hall im ſtillen Raume.

„Wer?“ ſagte er tonlos, kopfſchüttelnd.

„Was biſt du denn für ein Menſch?“ —

Von dem Wort bezwungen, aufzublicken, las er Entſetzen in ihren Augen und floh von der Schwelle, aus dem Palais, warf ſeine Habe in die Koffer, reiſte mit Eilpoſt aus Berlin. Und konnte doch das Entſetzen nicht abſchütteln, welches ihn aus dem Augenpaar jener ſohnesberaubten Mutter angeſchrien hatte. Er ſann und ſann. Nur eine hätte ihn ſo fragen gekonnt. Roſe, die ihn mit dem Geld der Prinzeſſin zu Wien losgebettelt hatte. Ihr eigener Sohn hatte es ihm ja offenbart. Sein Sohn! Aber Roſe war doch tot, hatte ſich am Tage ſeiner Abreiſe aus Magdeburg, aus Preußen, vergiftet. Am Weihnachtstage, untröſtlich, daß ſie ihn nicht wiederſehen ſollte.

Er ſann auf ſeiner langen Reiſe weiter nach, wer ihm dieſe ſchmeichelnde Kunde gebracht oder ob er ſie bloß ge-

träumt, sich eingebildet und weitergeschwatzt hatte. Wer war denn aber jene graue Frau gewesen?

Nur schwer schüttelte Trenck seinen Unmut ab und fing an zu rechnen, wie viel Bares und Gutes er auf seinen ostpreußischen Gütern noch vorfände.

Prinzessin Amalia sprach erst am nächsten Tage ein Wort.

„Was hat dir Trenck von unserm Fritz berichtet, Rose?“ fragte sie.

„Nicht ein Wort, Prinzessin.“

Da war ein langes Schweigen um die beiden Frauen gebreitet.

„Gib mir das Kodizill“, befahl endlich die Prinzessin und neigte sich tief über ihre Papiere. Sie erwog ihre letzten Vermächtnisse.

Die Prinzessin von Preußen lebte nur fast erloschenen Geistes noch. Sie schlief über den Papieren ein, vergaß das Gewollte, dachte an Fernliegendes.

„Der Sophie Albertine, Unserer Nichte und Nachfolgerin auf dem abteilichen Stuhle, soll es wohlergehen. Es war mir so lieb, daß ich dem Könige noch die Freude machen konnte, ihre Wahl zu betreiben. Er sah den alten Groll mit Louise Ulrike um den Bräutigam ausgelöscht. Rose, wo wir jung sind, gleichen wir alle ungebärdigen Kindern.“

Sie schlief, träumte und flüsterte. Am fünften Tage war sie um die Mittagsstunde ganz still hinübergeschlafen in die Ewigkeit, wo ihr großer Bruder weilte.